Sonnabend, den 1. Januar 1927.

Lodzer Volkszeitung

Opłata pocztowa uiszczona ryczałtem

Einzelnummer 30 Groschen.

Nr. 1. Die „Lodzer Volkszeitung" erscheint morgens. An den Sonntagen wird die reichhaltige illustrierte Beilage „Volk und Zeit" beigegeben. Abonnementspreis: monatlich mit Zustellung ins Haus und durch die Post Zl. 4.20, wöchentlich Zl. 1.05; Ausland: monatlich Zloty 5.—, jährlich Zl. 60.—. Einzelnummer 20 Groschen, Sonntags 25 Groschen.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Lodz, Petrikauer 109 Hof, links. Tel. 36-90. Postscheckkonto 63.508 Geschäftsstunden von 9 Uhr früh bis 7 Uhr abends. Sprechstunden des Schriftleiters täglich von 2 bis 3. Privattelephon des Schriftleiters 28-45.

Anzeigenpreise: Die siebengespaltene Millimeterzeile 10 Groschen, im Text die dreigespaltene Millimeterzeile 40 Groschen. Stellengesuche 50 Prozent, Stellenangebote 25 Prozent Rabatt. Vereinsnotizen und Ankündigungen im Text für die Druckzeile 50 Groschen; falls diesbezügliche Anzeige aufgegeben — gratis. Für das Ausland — 100 Prozent Zuschlag.

5. Jahrg.

Vertreter in den Nachbarstädten zur Entgegennahme von Abonnements und Anzeigen: Alexandrow: W. Rösner, Parzęczewska 16; Bialystok: B. Schwalbe, Stoleczna 43; Konstantynow: G. W. Modrow, Plac Wolnosci Nr. 38; Ozorkow: Amalie Richter, Neustadt 505; Pabianice: Julius Walta, Sienkiewicza 8; Tomaschow: Richard Wagner, Bahnstraße 68; Zdunska-Wola: Berthold Kluttig, Ogrodowa 26; Zgierz: Eduard Stranz, Rynek Kilinskiego 13; Zyrardow: Otto Schmidt, Hiellego 20.

Die Bilanz für 1926.

Mit Hoffnungen auf ein besseres Morgen sind wir heute vor einem Jahre in das Jahr 1926 getreten.

Hoffnungen, unerfüllte, müssen wir feststellen, wenn wir heute auf die vergangenen 12 Monate zurückblicken.

Die Skrzynski-Aera war es, als wir das Jahr 1926 begrüßten. Die Zeit nach der Zloty-Stabilisierung, die Zeit, in der die Früchte dieser Stabilisierung kommen sollten, der Aufschwung in politischer und wirtschaftlicher Beziehung.

In politischer Beziehung verfinsterte sich für die Demokratie in Polen der Horizont in Wirklichkeit aber immer mehr. Die Innenpolitik lag in den Händen von Männern, die jegliche freiheitliche Regungen der sozialen und völkischen Minderheiten schonungslos unterdrückten, die dem polnischen Staate bei der Demokratie des Auslandes den Namen des Polizeistaates, des Landes des weißen Terrors einbrachten.

Die Schule verwaltete in dem Kabinett des „Demokraten" Skrzynski der nicht nur bei den Minderheiten, sondern bei der gesamten Demokratie Polens berüchtigte Herr Stanislaw Grabski. Er verwaltete sie nicht schlechter, als ein Kollege vom Ressort des Innenministeriums einen Teil. Nein, bedeutend besser — im Sinne der schwarzen Reaktion. Denn Grabski führte Methoden ein, die seine Vorgänger nicht kannten. Er konferierte mit den Minderheiten, d. h. mit einem Teil derselben — den Juden, schloß mit ihnen Verträge ab, schriftliche, ehrenwörtliche, um sie nicht zu halten, um den schriftlich vertragsmäßig verbannten „numerus clausus" im stillen weiter zu halten und die Polonisierungsarbeiten unerbittlicher als je zu führen. Den Grenzgebieten schenkte er aber ganz besonders seine Aufmerksamkeit. Unsere Volksgenossen im westlichen Teilgebiet hatten neben unseren andauernden Klagen zusammen nit uns alle Hände voll zu tun, um die Anschläge auf das deutsche Schulwesen abzuwehren. Schlimmer aber noch erging es den slawischen Minderheiten in den Ostgebieten, bei denen Schulschließungen geradezu auf der Tagesordnung standen und die zu den verzweiflungsvollsten Abwehrmitteln greifen mußten.

Die übrigen Ministerien waren — vielleicht mit Ausnahme des Arbeitsministeriums — in nicht besseren Händen. Graf Alexander Skrzynski, der Premierminister, der Mann, der nach außen hin als apolitisch galt, überließ seinen Kollegen freie Hand und widmete sich selbst der Außenpolitik, die sich schließlich nicht in den schlechtesten Händen befand und die Locarno und die damit zusammenhängende Friedensarbeit für Europa vorbereitete. Im Innern des Staates war aber von Frieden, Gerechtigkeit, Gleichberechtigung nichts zu verspüren. Hier wütete der blindeste Nationalismus, der Polizeibüttel, der „Wirt" gegen die „Gäste".

Drei Monate lang. Bis die polnischen Genossen, die in der Regierung saßen, erklärten, keine Handlanger der Reaktion sein zu wollen. Bis sie sich sagten, daß selbst die größten politischen Opfer ihrerseits die frech gewordene Rechte in ihrem Tatendrang nicht aufhalten werde.

Der Austritt der Sozialisten führte langsam zu einer Entspannung der Lage. Skrzynski vermißte die Mitarbeit der Sozialisten auf internationalem Gebiet, dort, wo heute, trotzdem hier und dort Faschistenunruhen aufflammen, die Sozialisten ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben. Skrzynski blieb einige Wochen ohne die Roten und ging.

Und nachdem er gegangen, griff unsere schwarze Reaktion nach der Macht. Trotz der besudelten Hände, trotzdem sie vor dem Volke bereits das Examen abgelegt hatte, daß sie mit ihrer Regierung das Land an den Rand des Verderbens gebracht hatte. Chjena und Witos, also Großbauern und Rechte aller Schattierungen,

---

Allen unseren Lesern, Mitarbeitern und Freunden sprechen wir an dieser Stelle unsere

Herzlichsten Glückwünsche

zum Jahreswechsel

aus.

Redaktion der „Lodzer Volkszeitung".

---

wollten wieder an die Futterkrippe, um, wie schon zweimal vorher, nicht dem Staat, nicht dem Volke zu helfen, sondern den eigenen Cliquen, den eigenen politischen Abenteurern.

12. Mai. Revolution. Pilsudski.

Die Erinnerung an diese uns, die Werktätigen, mit besonderen Hoffnungen erfüllenden Tage, dürfte, wenn wir an der Schwelle des neuen Jahres auf das alte zurückblicken, wohl die schmerzlichsten Regungen hervorrufen. Pilsudski, der frühere Genosse, der einstige mutige Freiheitskämpfer, der Abgott jedes freiheitlich eingestellten polnischen Jünglings, der Marschall, der einen bedeutenden Anteil an der Erlangung der Unabhängigkeit Polens hat, trat aus seinem Privatleben hervor und bot ein militärisches „Das Ganze halt!" Straßenkämpfe, Maschinengewehre, Kanonen, Tote und Verwundete. Hunderte Opfer als Preis dafür, daß der Reaktion der Garaus gemacht wird. Daß sie verjagt wird für immer. Für immer?

Revolution! Ein Zauberwort war es am 12. Mai. Ein klein wenig überschattet zwar durch das Wort „militärische Revolution! Aber die Arbeiter waren doch dabei. Sie trugen doch den Soldaten die Maschinengewehre. Sie waren in den Soldatenreihen. Sie bekundeten durch Umzüge, Demonstrationen aller Art ihre Sympathien. Den revolutionären Soldaten, den der Reaktion feindlichen Offizieren, dem die Rettung bringenden Marschall.

Heute, am Neujahrstage, an dem wir zurückschauen, ist es ein trauriger Ton, den wir der Saite der Mairevolution entlocken. Träumerische Regungen befallen uns. Hoffnungen...

Der Begeisterung, der Freude, folgte bald, zu schnell, die Ernüchterung, die Enttäuschung. Nicht für die Reaktion. Diese erlebte eine angenehme Ueberraschung. Für uns, das werktätige Volk, für uns, die wir hofften...

Die Auflösung des Parlaments blieb aus. Es folgte die Verunglimpfung des parlamentarischen Gedankens, die Herabzerrung der Autorität der Volksvertretung. Diejenigen, denen die Macht entrissen wurde, kehrten zu derselben zurück. Nicht direkt zu den Portefeuills, sondern indirekt zu den Abgeordnetensesseln, wo sie — wie zuvor, vor der Revolution — über die allerwichtigsten Staatsfragen entscheiden, wo der Marschall selbst, der sie am 12. Mai vertrieben hat, vor sie hintritt, um ihnen das Budget vorzulegen und sie um die Annahme desselben zu bitten.

Bittere Enttäuschungen. Demütigung der Demokratie. Die doch mit dem Marschall ein neues Polen aufbauen, ein besseres Morgen schaffen wollte.

Es folgen weiter Enttäuschungen auf Enttäuschungen. Die anfangs zerfahrene Reaktion sammelte sich. Streifte die unpopulär gewordenen Parteinamen ab. Nahm Umgruppierungen vor. Hängte sich wieder Schafspelze um.

Und heute haben wir nicht nur Chadecja, Piast, Endecja, Monarchisten. Heute haben wir Dmowskifaschisten, Monarchisten in Stadt und Land, Konservative — eine Organisation des Adels und der Finanziers und Industriellenbarone ohne Unterschied der Nationalität.

Haben wir dies alles von der Mairevolution erhofft oder erwartet? Oder nur für möglich gehalten?

Nein! Das dachten, das hofften wir nicht. Das hielten wir nicht für möglich. Und doch!

Hoffnungen.....

Ist es aber wenigstens in der Innenpolitik anders geworden. Haben unsere Klagen, unsere deutschen Klagen aufgehört? Geht es den slawischen Minderheiten besser? Den Juden? Uns als Arbeitern, als werktätiges Volk, uns, dem natürlichen Staatsvermögen, demjenigen Teile der Staatsbürger, der durch seine Kraft Werte schafft?

O, nein! Wir haben zwar eine unbedeutende Wirtschaftsbelebung erfahren, aber Zehntausende unserer Brüder stecken weiter im Elend. Beziehen weiter unzureichende Unterstützungen oder überhaupt keine. Und wir? Lohndrückerei, Teuerung, Zügellosigkeit der Unternehmer, versteckte Arbeitszeitverlängerung und Herabdrückung unseres Lebens-

niveaus, sind Sorgen, die wir heute in das neue Jahr mit hinüber nehmen müssen, die die Mairevolution nicht von uns genommen hat, die uns weiter bedrücken werden.

Wieder Hoffnungen auf das neue Jahr?

Und in wirtschaftlicher Beziehung?

Wir wollen zugeben, daß die chaotische Wirtschaft aus der Grabskizeit von der Pilsudskiregierung beherrscht wurde. Wir können dies aber nur von den Finanzen behaupten, nicht aber von der Gesamtwirtschaft. Abgesehen von dem niedrigen Lohnniveau, abgesehen von Teuerung und anderen proletarischen Sorgen, zeigen die Ziffern der übrigen Gebiete, daß wir keinesfalls Grund dazu haben, heute, am Neujahrstage, bei der Bilanzaufstellung und Inventuraufnahme ein „Hosianna“ anzustimmen. Das Budgetgleichgewicht wurde erzielt. Jawohl! Aber auf wessen Kosten?

In das Jahr 1926 nahmen wir einen Dollarkurs von 7,05 mit hinüber. Er stieg im Juni bis auf 12 und wurde von der Pilsudskiregierung auf 9,00 stabilisiert. Zwischen 5,18 und 9,00 fehlen uns fast 4 Zloty, also gegen 45 Prozent unseres Geldwertes, bei 7,05 gegenüber 9,00 — 2 Zloty, also weit über 20 Prozent. Um diese 45 Prozent des Wertes wurde unsere Wirtschaft, unser Einkommen ärmer und kleiner. Diese 45 Prozent sind es, die das Budgetgleichgewicht herbeigeführt haben. Und diese Rechnung hat nicht derjenige bezahlt, der seine Geschäfte in Dollar abwickelt. Nein. Die Rechnung bezahlten wir, die Lohnempfänger und derjenige Mittelstand, der weit entfernt ist von den Dollarkalkulationen der Hochfinanz. Staatlich ist das Budgetgleichgewicht ein Erfolg, individuell aber, für jeden von uns ein Verlust von 45 Prozent unseres Vermögens, unseres Einkommens, welches in der Zwischenzeit, und nur auf manchen Industriegebieten um wenige Prozent aufgewertet wurde.

Und ein anderer Teil? Das, worauf unser Finanzminister so gern hinweist! Unsere Handelsbilanz?

In der Bilanz des Herrn Finanzministers finden wir, daß die Ausfuhr um 358 Millionen Zloty höher als die Einfuhr ist. Ziffernmäßig sieht dies so aus. Tatsächlich aber? Nicht die Ausfuhr ist gestiegen, sondern die Einfuhr ist gefallen! Weil wir durch verschiedene Verbote, Einschränkungen, Propagierung unseres eigenen Handels und Gewerbes die Einfuhr von Waren aus dem Auslande herabdrückten, ist unsere Ausfuhr im Verhältnis zu der herabgedrückten Einfuhr gestiegen. Aber selbst wenn dem nur so wäre und wir mit der Ausfuhr im Verhältnis zu früher keine Rückschläge hätten, so könnten wir noch zufrieden sein. Von den 358 Millionen müssen wir aber zu allererst 80 Millionen abrechnen, für welche Summen wir durch den englischen Bergarbeiterstreik mehr Kohle als früher ausgeführt haben. Weiter hat die Textilindustrie einen Verlust im Ausfuhrposten von 40 Millionen zu verzeichnen, die Metallindustrie einen solchen von 44 Millionen, die Holzindustrie von 10 und die Viehausfuhr von 24 Millionen, macht allein in diesen Zweigen 118 Millionen. Die Einfuhr von Waren aus dem Auslande war in den ersten 10 Monaten dieses Jahres um die Hälfte niedriger als in den ersten 10 Monaten des Vorjahres (697 gegen 1487 Millionen). Die Einfuhr der Wolle und Baumwolle fiel von 233 auf 169 Millionen, der Maschinen von 155 auf 76. Wir sehen also in Wirklichkeit nur Löcher. Denn auf die Dauer werden wir die Beschränkungen der Einfuhr nicht aushalten können. Unsere Wirtschaft muß, will sie lebens- und existenzfähig bleiben, die Einfuhrposten vergrößern.

So stellt sich unsere Wirtschaftslage dar. Kann man es uns angesichts dessen verargen, daß wir den Optimismus nicht teilen? Daß wir kopfhängerisch sind.

O, wir möchten gern, sehr gern, unter den Optimisten sitzen. aber unter solchen, die Begründungen für ihre Hoffnungen haben, Beweise. Nicht unter solchen, die eine Straußpolitik betreiben und durch Gesundbeten, durch Autosuggestion die ungünstigen Positionen nicht sehen wollen.

Das ist die Bilanz des scheidenden Jahres. Wir haben keinen Grund, ihm eine Träne nachzuweinen. Wir, Werktätigen, keinesfalls!

Sollen wir das neue Jahr mit neuen Hoffnungen antreten? Sollen wir uns gegenseitig Wünsche hersagen.

Hier, an dieser Stelle, angesichts dieser Bilanz ist uns dies nicht möglich. Wir, die Werktätigen, haben einen anderen Wunsch, die Verwirklichung unserer ehernen Wahrheit, unserer Ueberzeugung, daß nur wir selbst uns durch unsere Verbrauchswirtschaft das bessere Morgen, ein neues besseres Jahr schaffen können. Und die Verwirklichung dieser Zusammenfassung aller unserer Kräfte, unser proletarischer Kräfte, sei unsere Hoffnung für 1927.

L. Kuk.

Das Gespenst Teuerung...

Eine Sonderunterredung der „Lodzer Volkszeitung“ mit dem Vorsitzenden des Arbeitsrates und früheren Arbeitsminister, Abg. Bronislaw Ziemięcki (P. P. S.).

Das neue Jahr bedeutet für das werktätige Volk einen neuen, erbitterten Kampf um die Erhaltung der nackten Lebensexistenz. Als am 12. und 13. Mai die Arbeitermassen von Warschau mit Begeisterung den Umsturz aufnahmen, und in den Straßen der Hauptstadt den Soldaten Pilsudskis die Maschinengewehre trugen, die dazu dienen sollten, die Chjena-Piast-Regierung hinwegzufegen, da glaubten sie, daß die Beseitigung dieses blutsaugenden Ungeheuers von Regierung der Beginn einer neuen, besseren Aera für alle Arbeitenden sein würde.

Man nahm an, daß die Ueberwindung der politischen Krise, die das ganze Land in ständiger Erregung hielt, auch eine allmähliche Gesundung in der großen Wirtschaftskrise herbeiführen würde. Hoffnungen wurden wach, Hoffnungen auf einen besseren Morgen für das schaffende Volk . . .

Es kam jedoch anders. Die Gründe, warum die freudigen Hoffnungen so bitter enttäuscht wurden, warum die P. P. S., diese Massenpartei, die den Maiumsturz begrüßt hatte, in die Opposition zur Regierung trat, an deren Spitze ein alter Kämpfer aus ihren Reihen, der Exgenosse Josef Pilsudski steht, wollen wir nicht untersuchen. Wir beschränken uns bei Beginn des neuen Jahres mit der Aufstellung einer Bilanz, wobei wir feststellen müssen, daß alle die Probleme, mit denen sich das arbeitende Volk ein Jahr lang herumgeschlagen hat, weiterhin ungelöst geblieben sind. Und wenn gewisse Kreise der Finanz- und Wirtschaftswelt behaupten, daß eine Besserung auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens unverkennbar sei, so muß festgestellt werden, daß diese Besserung, wenn überhaupt von einer Besserung die Rede sein kann, keine Erleichterung auf dem Arbeitsmarkte herbeigeführt hat und der Teuerung, dieses entsetzlichen Gespenstes der Massen, weiter nachhinkt.

* * *

Hören wir also, was über die aktuellsten Fragen der Arbeiterschaft der sozialistische Abgeordnete Bronislaw Ziemięcki sagt, der Spitzenkandidat der P. P. S. in Lodz, der bereits zweimal Arbeitsminister war und heute Vorsitzender des beim Ministerrat begründeten Arbeiterrats ist, welcher die Aufgabe hat, die Interessen der Arbeiterschaft angesichts der Gesetzgebung der Regierung zu vertreten.

Wir fragen:

„Sehen Sie, Herr Abgeordneter, die Teuerung als die die Arbeiterschaft am schwersten belastende Erscheinung an?"

„Ohne Zweifel, ja! Der große und ständig immer größer werdende Unterschied zwischen den Löhnen und den Preisen für Artikel des ersten Bedarfs, das ist es, was die Arbeiterschaft schwer belastet, das, was wir die Teuerung nennen. Wir müssen uns doch vergegenwärtigen, daß bei uns

die Arbeiterlöhne nur 50 bis 60 Prozent der Vorkriegslöhne

betragen, wogegen die Löhne der Arbeiterschaft in Amerika längst die Vorkriegsnorm überschritten haben. Damit müssen wir es uns auch erklären, daß der Verbrauch jedes einzelnen Artikels bei uns viel geringer als in Amerika ist. Wir können uns eben einen größeren Verbrauch nicht leisten. Und dies verursacht andererseits wieder, daß wir unsere Produktion verringern müssen. Wozu soll auch schließlich viel produziert werden, wenn die Massen der kleinen Löhne wegen nichts kaufen können? . . ."

Wir bemerken dazu:

„Der Minister für Landwirtschaft, Herr Niezabytowski, propagiert eine Preiserhöhung für landwirtschaftliche Produkte, wobei er behauptet, daß dadurch die Bauern — bei den größeren Verdiensten — größere Verbraucher werden . . ."

Ziemięcki: „Ja. Aber dadurch kommen wir wieder in den verzauberten Kreis. Bei der Erhöhung der Lebensmittelpreise werden die Arbeiter wieder um höhere Löhne kämpfen müssen. Erhält der Arbeiter aber die höheren Löhne, so wird sich der Industrielle wiederum dadurch schadlos halten wollen, daß er seine Erzeugnisse verteuert. Diese Verteuerung wird in der weiteren Folge die Ausfuhr ungünstig beeinflussen und auch der Landwirt wird für die Erzeugnisse der Industrie größere Preise zahlen müssen, worüber er doch jetzt Klage führt. Man behauptet daher, daß die Teuerung schnellmöglichst bekämpft werden muß und dies nicht nur im Interesse der werktätigen Massen, sondern auch im Interesse — und das müßte doch selbstverständlich sein — der sozialen Wirtschaft.

Dieses Postulat hat eben die erste Stelle unter denjenigen Forderungen eingenommen, die in der „Arbeitskonferenz" mit dem Vizepremierminister Bartel am 28. November der Regierung von den Gewerkschaften der Arbeiter und Angestellten vorgelegt wurden. Derselben Frage wird auch der „Arbeiterrat" die größte Aufmerksamkeit schenken, dessen Vorsitzender ich die Ehre zu sein habe und zu dem auch der Abgeordnete **Kronig** von der D. S. A. P. gehört."

Im weiteren Verlauf der Unterredung berühren wir andere aktuelle Arbeiterfragen. Wir berühren ausführlich die Frage der

ständigen Vergewaltigung der sozialen Gesetzgebung durch die Industriellen,

die die kritische Lage der Arbeiterschaft benutzend, deren Einverständnis auf die Verlängerung des Achtstundentages, des Verzichts auf die Urlaube gegen geringe Entschädigung usw. erlangen.

Ziemięcki: „Die tatsächliche Achtung der Sozialgesetzgebung durch die Industriellen, die Behörde und die Gerichte zu schaffen, wird die erste Aufgabe des Arbeitsrates sein.

Diejenigen Industriellen, die die Arbeitergesetzgebung direkt verhöhnen und davon überzeugt sind, daß man diese Gesetze doch vergewaltigen kann, da man nur lächerliche Geldstrafen dafür zahlt, müssen es fühlen, daß die Gerichte und die Behörden sie zu zwingen verstehen werden, das Gesetz zu achten.

Es ist mir bekannt, daß in dieser Beziehung fast alles Notwendige unternommen wurde. Das Arbeitsministerium hat die Vorlage zu einem Dekret des Staatspräsidenten ausgearbeitet, wonach

Arbeitsgerichte

eingeführt werden, die derartige Vergeben **sofort** ahnden werden. Ein zweites Projekt betrifft ein

Dekret über die Arbeitsinspektionen,

das den Arbeitsinspektoren das Recht geben wird, Strafen zu verhängen und diese von den Industriellen einzuziehen, ohne daß die Vergehen den Gerichten übergeben werden, wo sie kein Ende finden. Die Projekte dieser zwei Dekrete werden dem Arbeits- und dem Ministerrat zur Bestätigung vorgelegt werden, und schon in kurzer Zeit werden wir sie mit der Unterschrift des Staatspräsidenten im „Dziennik Ustaw" (Gesetzbuch) finden, schon als verpflichtende Gesetze. Fast gleichzeitig mit diesen Dekrets wird der Ministerrat in allernächster Zeit zwei

Angestelltengesetze

durchberaten. Die Dekrets werden die Arbeitsverträge (Kontrakte, Kündigungsfrist) und die Versicherung betreffen."

„Und die Versicherung der körperlichen Arbeiter?" werfen wir ein.

„Die Frage der Alters-, Invaliditäts- und Sterbeversicherung der Arbeiterschaft schreitet leider nur sehr langsam vorwärts. Während das Leben zu dringender Eile anspornt. Die Not der Arbeitermassen, die schlechten Arbeitsbedingungen, die sogenannten „Reorganisierungen der Betriebe", die Zwingung der Arbeiterschaft, eine größere Anzahl von Webstühlen zu bedienen, ohne daß den Kräften der Arbeiterschaft Rechnung getragen wird — alles dies vergrößert die Zahl der Invaliden, die ohne Mittel zur Erhaltung ihrer Existenz auf die Straße geworfen werden. Die Fürsorge gegenüber diesen wie auch gegenüber den älteren Arbeitern und den Familien der Verstorbenen — das ist eine dringende Aufgabe nicht nur der Gesellschaft, sondern in allererster Linie des Staates. Und die Arbeiterschaft wird die Erfüllung dieser Pflicht fordern!" schloß Abgeordneter Ziemięcki seine interessanten Ausführungen.

D.

Der mutige Kampf der Tomaschower Deutschen um das Eigentumsrecht des deutschen Schulgebäudes.

Mit erlaubten und unerlaubten Mitteln suchte der Tomaschower Magistrat das Eigentumsrecht an sich zu reißen. Das Petrikauer Bezirksgericht entschied aber schließlich zugunsten der Deutschen.

Im Jahre 1850 erhielt die deutsche Bevölkerung der Stadt Tomaschow als Schenkung ein größeres Grundstück — leeren Platz — grenzend vom Josephsplatz bis Grinbergerstraße. Diese Schenkung wurde durch eine notarielle Akte des Notars Niesielski aus Warschau vollzogen, einerseits durch die Gemeindevertreter, andererseits durch den Spender, Herrn Friedrich Knote. Der letztere hat das Grundstück von einem Herrn Pawlikowski käuflich erworben. Es war im Hypothekenbuche Nr. 3 versichert. Da seinerzeit sämtliches Vermögen des Grafen Ostrowski requiriert wurde und auch dieses Grundstück von diesem stammte, wurde durch Beschluß des früheren Bezirksgerichts die Schließung des Hypothekenbuches angeordnet.

Die deutsche Gemeinde teilte das Grundstück in zwei Teile: der obere Teil bekam die Polizeinummer 8, Hypothekennummer 169. Hier befand sich die frühere Gemeindeschule mit Wohnung des Lehrers; der untere Teil unter Polizeinummer 193 und Hypothekennummer 303 war ein leerer Platz, umgeben mit Zaun. Anfangs als Gemüsegarten für die Lehrer. Späterhin wurde seitens der deutschen Bevölkerung eine Spende gesammelt, und zwar nur unter den Gemeindemitgliedern, zum Zwecke des Baues einer Schule. Dieses 3stöckige Haus wurde in den Jahren 1881 bis 1883 fertiggestellt und darin die Gemeindeschule untergebracht. Noch später und sogar bis 1914 wurde auf Bestreben der hiesigen Deutschen die 4-klassige Alexanderschule in dem Gebäude untergebracht und gepflegt. Die Verwaltung dieser Schule lag in den Händen des früheren Pastors Biedermann. Da der Bau dieses Grundstücks über 20 000 Rubel gekostet hatte, wandte sich die hiesige deutsche Bevölkerung mit der Bitte an den Magistrat um Beihilfe. Diese wurde in der Höhe von 8000 Rubel der Gemeinde gewährt, und zwar als Schenkung (sposobie). Die hiesigen Deutschen hatten somit ein Schulgebäude. Beide Grundstücke wurden hypothekarisch versichert. Im Jahre 1903 wurden 2 Hypotheken eingerichtet: eine betreffs des Grundstücks am Josephsplatz, die andere betreffs des neuen Grundstückes in der Grinbergerstraße.

Der Magistrat, in der Person des Bürgermeisters Martin Juk, erteilte dazu 2 Genehmigungen unter Nr. 3081, in denen sogar die Versicherungshöhe angegeben wurde.

Als das Grundstück versichert war und die nötigen hypothekarischen Bekanntmachungen stattfanden, widerrief der Bürgermeister seine Genehmigungen und legte gleichzeitig Protest ein, um das Eigentumsrecht in Frage zu stellen und betrachtete dann das Grundstück voll und ganz als Eigentum des Schulvereins bezw. des Magistrats.

Da die Alexanderschule seitens der deutschen Bevölkerung gegründet wurde und diese keinerlei Zahlungen weiter zu leisten hatten, verblieb alles bis 1914 ohne Aenderung. Erst im Jahre 1914 wurde seitens der deutschen Bevölkerung ein Prozeß eingeleitet, zwecks Tilgung des Protestes des Magistrats, da dieser während der ganzen Zeit den Protest ohne weitere Wirkung gelassen hatte. Der Termin des Prozesses wurde auf den 13. November 1914 angesetzt. Der Ausbruch des Weltkrieges machte die Verhandlung aber unmöglich und so ruhte die Sache im Petrikauer Bezirksgericht. Rechtsanwalt der Deutschen war seinerzeit der jetzige Vorsitzende des Bezirksgerichts in Petrikau, Herr Cybulski.

Wiederum vergingen viele Jahre bis endlich im Jahre 1925 der hiesige Magistrat das Grundstück voll und ganz als sein Eigentum betrachtete und im Budget für 1925 mit 65 000 Zloty verzeichnete. Schon seinerzeit wurde erwähnt, daß gerade unsere deutschen Vertreter in der Tomaschower Selbstverwaltung, der frühere Vizebürgermeister Britzman und der Stadtverordnete Jener, als Mitglieder der Budgetkommission viel dazu beigetragen haben, daß dieser Standpunkt des Magistrats akzeptiert wurde. Die deutsche Bevölkerung aber hat im Gegenteil mit vollem Eifer die Verteidigung des Gemeindevermögens in die Hand genommen. Sie verlangte Terminansetzung im Bezirksgericht. Es mußten die verschiedenartigsten alten Schriftstücke herausgesucht, Abschriften aus dem Hypothekenbuche und dergleichen besorgt werden. Ja sogar Vernehmung von vielen Zeugen (manche im Alter bis 80 Jahren), die seinerzeit durch Spenden zur Erbauung der Schulen beigetragen, vorgenommen werden, bis endlich der Prozeß zur Verhandlung gelangte.

Von diesem Zeitpunkte ab suchte der Magistrat mit allen Mitteln dieses Eigentum den Deutschen zu entreißen. Gleich am Anfange meldete der Magistrat in Person des Rechtsanwalts Frucht (Schöffe des Magistrats) eine Gegenklage an, indem er verlangte, das Gericht möchte das ganze Eigentum als Eigentum des Magistrats anerkennen. Von den hiesigen Magistratsingenieuren wurde in der letzten Zeit ein Plan aufgestellt, der als Plan aus der früheren Zeit ausgegeben wurde.

Ueberall fand der Magistrat Gegenmittel, so zum Beispiel: 1) die Gemeinde zahlt die Feuerversicherung. Als diese vom Feuerversicherungsamte eine Police verlangte, wurde ihr mitgeteilt, daß der Magistrat dies verboten habe. Sämtliche Hinweise, daß eine Privatinstitution nicht das Recht habe, die Ausfolgung der Police zu verbieten, half nichts. Erst mit großer Mühe und nach Vorzeigung der Hypothekenauszüge erlangten die Deutschen die Police. 2) Beide Grundstücke waren durch einen Holzzaun geteilt. Diese Stelle sollte im schlimmsten Falle zur Feststellung dienen, daß dort ein Eingang für die Lehrer war und daß der untere Teil einen Teil des oberen darstellte. Der Magistrat ließ diesen Zaun einfach wegtragen und an Stelle desselben baute er einen gemauerten Zaun hin. Auch diese Winkelzüge blieben von seiten der deutschen Bevölkerung nicht ohne Antwort. Es wurde seitens der deutschen Bevölkerung ein Prozeß angestrengt und der Magistrat wurde verurteilt, den Zaun abtragen zu lassen. Ein solch kleiner Prozeß dauerte ein ganzes Jahr, durch verschiedene Schikanen! So konnte dem Staatsanwalt in Warschau die Vorladung nicht zugestellt werden, da man vorgab, seine Adresse nicht zu kennen. Termine wurden angesetzt und wieder abberufen u. dergl. Zweimal fanden Visitationen an Ort und Stelle statt, Protokolle darüber wurden aber nicht verfertigt.

Doch genug davon. Es kam der neue Prozeßtermin, der über das Eigentumsrecht des Schulgebäudes entscheiden sollte. Inzwischen verstarb der Vizebürgermeister Britzman. Das Mitglied der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei, Alfred Weggi, der die Aktion der deutschen Bevölkerung führte und keine Zeit und Mittel scheute, um das Schulgebäude den Deutschen zu erhalten, hatte die meisten Chancen, an Stelle Britzmans das Amt des Vizebürgermeisters zu übernehmen. Es begann im Zusammenhange damit ein politischer Handel. Der Magistrat fand sich in der Person des Rechtsanwalts Frucht bereit, das Gebäude der Gemeinde zurückzugeben, ja sogar alles hypothekarisch zu erledigen, falls die Gemeinde und die D. S. A. P. die Kandidatur des Genossen Weggi zurückzieht. Der Magistrat bat die Gemeinde zu einer Konferenz, betonte jedoch, daß Gen. Weggi an derselben nicht teilnehmen sollte. Die Regelung sollte dadurch erfolgen, daß der Gemeinde für das Gebäude ein geringer Mietszins gezahlt wird, ungefähr 30 Zl. jährlich. Eine sehr hohe Miete für ein dreistöckiges Haus!

Natürlich war dies ein Trick, auf den die Gemeinde hineinfallen sollte. Vor Gericht bekannte sich der Magistrat nicht zu dem Angebot. Bei diesem Handel erklärte Genosse Weggi, daß er für das Vizebürgermeisteramt nicht kandidieren werde, und so blieb das Amt bis jetzt unbesetzt. Dagegen gingen die deutschen Stadtverordneten zur Opposition über, die Juden und Rechten gaben dem Schöffen, Rechtsanwalt Frucht, die Vollmacht, vorläufig das Amt vertretungsweise zu führen.

Dies ist ein kleines Bild, wie man derartige schmutzige Mittel benutzt, um drei Geschäfte auf einmal abzuschließen. Der Bürgermeister Lechowicz (N. P. R.) erklärte, daß er mit einem Mitgliede der D. S. A. P. an einem Tische nicht sitzen könne, da er vom alten Adel sei, der D.S.A.P.-Mann aber aus dem Volke stamme. In Wirklichkeit fürchteten die Mitglieder der Mehrheit die Aufdeckung der von ihnen im Magistrat geführten Mißwirtschaft.

Schließlich aber nahm der Streit ein gutes Ende. Als er am 10. Dezember d. J. zur Verhandlung gelangte, fand sich der Verteidiger des Magistrats schon zu schwach zur Verteidigung des Standpunktes des Magistrats. Er sah das Ende und nahm sich den Rechtsanwalt Lewit aus Petrikau zur Hilfe. Aber auch dieser konnte die Rettung nicht mehr bringen, denn das daraufhin am 22. ds. Mts. verkündete Urteil lautete: **Die Forderung der deutschen Gemeinde wird voll und ganz anerkannt, die Gegenklage des Magistrats abgewiesen und derselbe zur Tragung der Gerichtskosten in Höhe von 750 Zloty verurteilt.**

Dieses Resultat wurde von der ganzen deutschen Bevölkerung mit Freude aufgenommen. Der Weihnachtswunsch der Deutschen wurde vom Gericht erfüllt und ihr Eigentumsrecht gesetzlich verankert.

Der Dank für diese mühevolle Arbeit ist dem Kirchenkollegium, in dem die D. S. A. P. in der Mehrheit ist, sicher. Die deutsche Bevölkerung weiß diese Bemühungen zu werten und ist stolz darauf, in den Männern der D. S. A. P. mutige und unerschrockene Verteidiger ihrer Rechte gefunden zu haben. M.

Wenn Wünsche töten könnten!

Zeitgenössischer Roman von H. C. Mahler.

(10. Fortsetzung.)

Eine Weile blieb es still zwischen den beiden jungen Menschen. Ralf ließ seinen entzückten Blick auf seiner Begleiterin ruhen, und endlich sagte er: „Ich hatte mir nicht träumen lassen, daß mir heute das Schicksal so viel Gunst erweisen würde."

Ein Lächeln, das an die frühere Berty erinnerte, huschte um ihren Mund. „Halten Sie es für eine Gunst des Schicksals, mit mir promenieren zu dürfen?"

„Für ein große Gunst."

Sie seufzte: „Ach — ich bin jetzt eine sehr trübselige Gesellschafterin und werde Sie sehr langweilen."

„Das glauben Sie selbst nicht. Daß Sie trübselig sind, weiß ich. Deshalb habe ich so viel an Sie denken müssen. Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wie ich Ihnen ein wenig helfen könnte. Sie sahen gar so traurig aus, als ich Ihnen neulich im Auto gegenüber saß."

Bertys Augen bekamen einen dunklen Blick. „Ja — ich bin sehr, sehr traurig — vielleicht weil mein ganzes Leben bisher so voll Sonne war. Aber wie ist das alles anders geworden. Ich bin allein und einsam im Herzen."

Ihre Stimme brach, und sie schwieg. Endlich faßte sie sich wieder und sagte unsicher: „Eigentlich dürfte ich Ihnen das alles nicht sagen. Im Grunde sind Sie mir doch ganz fremd."

„Aber Sie fühlen — müssen fühlen, daß ich Sie besser verstehen kann als alle anderen Menschen. Ich habe ja die gleichen Schmerzen gelitten, die Sie jetzt erleiden. Und vom ersten Moment an, da ich in Ihre Augen sah, habe ich das Gefühl gehabt, daß wir uns sympathisch sein müßten. Habe ich mich getäuscht?" fragte er dringlich.

Sie strich über die Augen und sah ihn dann frei und offen an. „Vom ersten Moment an, nein. Als ich hörte, Sie seien Fräulein Rittbergs Bruder, genügte das, mich innerlich gegen Sie zur Wehr setzen zu wollen. Aber das war schnell vorüber. Nach den ersten Worten, die ich mit Ihnen sprach, fühlte ich, daß ich Sie mir ohne jeden Zusammenhang mit Fräulein Rittberg betrachten konnte."

„Ja, gottlob, das können Sie. Und ich verarge es Ihnen nicht, daß Sie mir antipathisch gegenüberstanden. Wenn es nur jetzt nicht mehr der Fall ist."

Sie schüttelte errötend den Kopf, sagte aber offen: „Nein — sonst würde ich nicht hier neben Ihnen gehen."

„Ich danke Ihnen," sagte er warm. „Jedenfalls bin ich dankbar, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Und hätte ich nicht selber eine Stiefmutter gehabt, wäre es mir kaum möglich gewesen, mich in Ihre Lage zu versetzen. Habe ich es doch einst selbst erfahren, wie weh es tut, will uns eine Fremde das Liebste und Heiligste aus Haus und Herzen drängen. Mein Fall lag freilich noch schlimmer — meine arme Mutter hat es noch erleben müssen, daß sie durch eine andere Frau aus dem Herzen meines Vaters verdrängt wurde. Das erst hat sie in den Tod getrieben."

Erschrocken sah sie in sein düsteres Gesicht. Sie war sehr blaß geworden. Eine leidenschaftliche Anteilnahme sprach aus ihren Zügen. „O, mein Gott — wie entsetzlich! Fräulein Rittberg muß wohl ihrer Mutter gleichen. Ich halte sie auch für fähig, eine Lebende aus dem Herzem eines Menschen zu drängen. Zwar kann sie das meiner Mutter nicht mehr antun — aber mich — mich wird sie ganz aus dem Herzen meines Vaters drängen, das fühle ich mit peinvoller Gewißheit," stieß sie in großer Erregung hervor.

Er nickte vor sich hin. „Ich hoffe, das möge ihr nicht gelingen. Aber seien Sie auf Ihrer Hut. Gegen Frauen wie sie und meine Stiefmutter sind ehrliche Menschen so gut wie machtlos. Aber sollten Sie einmal eines Schutzes, einer Hilfe bedürfen, — ich weiß ja nicht, wie Ihre Verhältnisse liegen — dann bitte ich Sie, sich meiner zu erinnern und mich herbeizurufen."

Sie reichte ihm impulsiv die Hand. „Ich danke Ihnen. Eines Schutzes werde ich kaum bedürfen. Aber — daß Sie mir Schutz und Hilfe anbieten — das ist lieb und gut von Ihnen — und ich danke Ihnen nochmals herzlich dafür."

Er preßte seine Lippen auf ihre Hand. „Sie dürfen mir nicht danken für etwas, wozu mich mein Herz treibt. Und auf alle Fälle merken Sie sich, bitte, meine Adresse. Jede Nachricht erreicht mich auf dem Gute Neurode."

Eine Weile gingen sie schweigend weiter. Dann fragte Berty: „Wie lange bleiben Sie noch in Düsseldorf?"

„Noch zwei Tage."

„Und wann machen Sie uns Ihren offiziellen Besuch? Dieser gilt ja nicht."

„Ich weiß nicht, ob ihr Herr Vater mich annehmen wird. Vielleicht hat mich ihm meine Stiefschwester schon in so schwarzen Farben geschildert, daß er mich nicht empfängt. Das bin ich von ihr gewöhnt."

„Hoffentlich hat sie das nicht getan. Aber — jedenfalls sind Sie berechtigt — und sogar verpflichtet, Ihren neuen Verwandten einen Besuch zu machen."

„Ich komme natürlich gern. Aber für den Fall, daß ich nicht angenommen werde oder daß ich Sie nicht antreffe oder nicht mehr allein mit Ihnen sprechen kann, möchte ich Ihnen noch einen Rat geben. Darf ich?"

„Ganz gewiß."

„Also — Sie werden die Angehörigen Ihrer künftigen Stiefmutter kennenlernen, ihre Mutter und deren Schwester. Von ersterer brauche ich Ihnen nichts zu sagen, als daß sie innerlich und äußerlich das getreue Ebenbild Lindas ist. Aber ihre Tante Steffi ist eine wertvolle Persönlichkeit. Stoßen Sie sich nicht an deren schlichtem Wesen, an ihren kleinen Absonderlichkeiten. Sie ist ein erfreuliches Widerspiel ihrer Schwester, ist ein grundehrlicher Mensch voll Güte und Hilfsbereitschaft.

Neujahrsgedanken.

Den letzten Abend des Jahres verbringen wir am liebsten unter Menschen. Im geselligen Kreis verstärkt sich nicht nur unsere Zuversicht, mit der wir dem Kommenden entgegenharren, die lärmende Fröhlichkeit soll auch mahnende Stimmen in uns beschwichtigen. Die guten und bösen Geister des verflossenen Jahres klopfen noch einmal bei uns an, ehe sie hinabtauchen in die Vergangenheit, und ich weiß nicht, ob wir recht daran tun, wenn wir sie mit lautem Frohsinn zu bannen suchen, oder ob wir nicht unserem inneren Menschen mehr dienen mit einer Stunde stiller Einkehr.

Als wir noch den Ranzen trugen, bekamen wir am Schlusse des Schuljahres ein Zeugnis. Wir konnten daraus lesen, ob wir ein Stücklein weiter gekommen, ein Stücklein gescheiter geworden waren. Es war ermutigend, wenn wir einen Fortschritt verzeichnet fanden, bedrückend, wenn Stillstand oder gar Rückgang vermerkt war. Aber einerlei, wie es ausgefallen sein mochte, allzuschwer hats keiner genommen; die Lust am Leben hatte das Uebergewicht, dem Strebenden war es ein Ansporn. Wo Wille zum Wachsen ist, da ist Entwicklung; mochten die Lehrer in ihrem Urteil auch das werdende Menschlein nicht ganz erfaßt haben. Wir drücken jetzt die Schulbank nicht mehr, aber Schüler sind wir geblieben: Lebensschüler. Täglich lehrt das Leben jedem, was er ist. Die Scheidestunde des Jahres gab uns Anlaß, uns unser Zeugnis selbst auszustellen, Rechenschaft von uns abzulegen über die kurze Zeitspanne, die mit dem gestrigen Tage zu Ende ging. Im Strome der Zeit ist ein Jahr nur ein Wellenschlag, aber in unserem eigenen Dasein bedeutet es viel, soll es eine Stufe sein. War es ein Weiterschreiten? Diese Frage sollten wir uns prüfend vorlegen. Was hat unsere Seele, unser Geist gewonnen an neuem Inhalt? Oder steht dem Gewinn ein größerer Verlust gegenüber? Wenn wir so die Summe des vergangenen Jahres ziehen, mag sein, daß Wehmut und Trauer in unser Herz ziehen. Vielleicht, daß du einen geliebten Menschen verlorst, daß du ein Glück zu Grabe tragen mußtest, daß das Jahr mit einer großen Verheißung begann und nun mit einer tiefen Enttäuschung endigt, so daß dein Auge, rückwärts schauend, sich mit Tränen umflort. Klar wird es uns bewußt, wie sehr das Leben dem Flusse gleicht. Nirgends sehen wir einen festen Bestand, ein dauerndes Beharrendes. Menschen finden sich und werden wieder getrennt, Bande der Neigung knüpfen sich und lösen sich wieder. Selbst Freundschaft und Liebe, Glück und Treue, holde Güter, die wir so gern als sicheren Besitz uns retten möchten, auch sie sind vergänglich.

Vor mir liegt der neue Kalenderblock mit roten und schwarzen Blättern. Die roten das sind die Sonn- und Feiertage, die schwarzen die Werktage. Wir wissen, daß die Sonntage nicht immer Festtage für unsere Seele sind. Das Leben fragt nicht nach dem Kalender. Aber der Engländer nennt einen Tag, an dem er eine unverhoffte Freude erlebt, einen roten Kalendertag, und auch wir sagen, wenn sich für uns etwas Außergewöhnliches ereignet, wir müßten es rot anstreichen im Kalender. Wie wir Blatt um Blatt abgerissen haben, so sind die Tage entschwunden und verweht. 365 an der Zahl. Was ist von ihnen im Gedächtnis geblieben? Sie kamen und gingen und brachten uns Freude und Verdruß, Mühe und Erfolg oder auch Mißerfolg. Doch einige ganz wenige, die heben sich heraus aus der Reihe ihrer Brüder. Von ihnen blieb ein Glanz in unserer Seele zurück. Glückstage. Unsere Sehnsucht klammert sich an jene goldenen Tage und möchte sie zurückzaubern. Wenn das möglich wäre!

Wie jedes echte Glück, das du genossen, so ist auch jeder große Schmerz, den du erfahren, für dich nicht verloren, wenn er dir geholfen hat, reifer zu werden. Denn wisse, dem Strebenden müssen alle Dinge zum Besten dienen. Darum mußt du auch den Menschen, die dir im Laufe des Jahres begegneten und eine Strecke Weges mit dir gingen, dankbar sein, sie mögen dir Glück oder Leid bereitet haben. Reif sein kann doch nur bedeuten: gut sein und den anderen Gutes wünschen. Ein Köstliches bleibt. Trotz allem Wechsel der Erscheinung gibt es ein Festes, Beharrliches. Es ruht allein in Dir. Wahrhaftigkeit der Gesinnung, Treue, unbestechliche Treue zu dir selbst, innerste Ueberzeugung, wenn du sie durch alle Fährnisse und Klippen bewahrt hast, dann ist dir genug geblieben. Was dir in Trümmer ging, was dir fehlschlug und mißlang, das beweine nicht länger. In uns liegt die Kraft zur Ueberwindung, die Kraft Neues zu schaffen und Neues zu gestalten.

Hingabe an die Menschengemeinschaft. Einblick und Verständnis für das Wesen der Dinge um uns her. Daraus erwächst uns Kraft, mit Einsatz unserer ganzen Persönlichkeit mitzuschaffen an dem großen Werk der Menschheitserneuerung.

—tz.

Zum neuen Jahr.

Träge schlichen trübe Tage
Des vergangnen Jahres hin.
Not und Kummer, Leid und Plage
Gab es uns als Reingewinn.
Sorge hockt am kalten Herde,
Mangel gähnt aus Schrank und Topf,
Voll Bedrängnis und Beschwerde
Neigt sich zur erstarrten Erde
Immer tiefer Herz und Kopf.

Doch mit Mut und Selbstvertrauen
Treten wir ins neue Jahr,
Denn am Haus der Zukunft bauen
Wir als Kämpfer immerdar.
Um das Unrecht zu zertreten,
Schart euch, Brüder, insgemein,
Seid des Bruderfinns Propheten
In den Dörfern, in den Städten,
Und das Jahr wird unser sein.

Altes Jahr, du Jahr der Sorgen,
Fahre hin ins Nebelgrab,
Mit der Hoffnung grünem Morgen
Löst das neue Jahr dich ab.
Doch nur durch geeintes Wollen
Lenken wir des Jahres Lauf. —
Hört ihr seine Donner grollen?
Seht ihr seine Würfel rollen?
Sturm reißt seine Pforten auf!

v. K.

Kehraus in Mondän-Europa.

A Happy New Yar.

London, 31. Dezember.

Diesem Glückwunsch den Ton rechter Ueberzeugung und den wahren Wohlklang seiner doppeltönenden Vokale zu geben, bedarf es auch in England einiger vorbereitender Feststunden ehe man ihn beim Anbruch des ersten Tages des Jahres sich mit alkoholgeistigem Lächeln hoffnungsvoll (oder hoffnungslos betrunken) entgegenschmettert. Mit weiser Vorsicht hat man angesichts der eben erst verdauten Weihnachts-Bankholidays den Neujahrstag in England zu keinem Feiertag gemacht, da Bankholiday (Feiertag) und Alkohol in nun einmal nicht zu trennender Beziehung stehen. Der erste Januar ist vielmehr ein eiliger Business-Tag, an dem Beamte und höhere Beamte (nur nicht die ganz hohen) ebenso wie die Cityleute pünktlich morgens auf ihren Posten sein müssen, denn besonders viele staatsbürgerliche Pflichten, zumal in Verbindung mit der Steuerbehörde sind an diesem Tage zu erledigen. Nicht so im kalten Schottland, wo zwischen den Silvesterjodlern das unverfälschte Feuerwasser Whisky und Gin den Geist endgültig austreiben und man eine Woche lang durch Feiern aller Art den Beginn des Jahres fröhlich begeht. Aber zwischen Abend und Morgen bleibt auch in London Zeit genug, das ausgelassenste Fest zu feiern, das das Jahr hier kennt. Wenn schon im Kreise der Familie, so doch keinesfalls zuhause, und noch lieber in einem der großen Prachthotels oder zum Kostümball hergerichteten Festsaale als im Theater oder Kino. Zum Silvesterfest sind ohne Zweifel die größten Anstrengungen gemacht. In einem Hotel wird allein für 10 000 Menschen Tanzgelegenheit sein. Karten zum Galafest sind zum Preise von 200 Zloty (inklusive

---

Ihr können Sie völlig vertrauen. Und ich habe mit ihr bereits von Ihnen gesprochen. Sie ist bereit, sich Ihrer anzunehmen. Wollen Sie daran denken und sich diese ehrliche alte Freundin sichern, damit Sie nicht ganz einsam sind? Sie können es unbesorgt tun."

Berty nickte. „Ich will Ihnen versprechen und danke Ihnen für all Ihre Teilnahme und Hilfsbereitschaft."

„Nein, nein, danken dürfen Sie mir nicht. Ich freue mich, Ihnen ein wenig nützen zu können. Leider nur zu wenig. Aber es ist mir doch ein Stein vom Herzen, daß ich Ihnen das alles sagen konnte. Nun will ich mich aber entfernen. Ich möchte nicht, daß Ihr Herr Vater heimkommt, ehe ich fort bin — sonst darf ich morgen nicht wiederkommen. Zur Besuchsstunde werde ich mich morgen einfinden. Darf ich hoffen, Sie zu Hause anzutreffen?"

Sie lächelte und blickte ihn an. „Jedenfalls werden Sie mich zu Hause finden. Und nochmals aufrichtigen Dank für das, was Sie mir gesagt haben — ich habe wirklich einen guten treuen Freund an Ihnen gefunden."

„Seien Sie davon immer überzeugt, auch wenn man versuchen sollte, mich bei Ihnen anzuschwärzen."

„Keine Sorge, das wird niemand gelingen."

„So fest ist Ihr Vertrauen zu mir?"

„Ja."

Er küßte nochmals ihre Hand. „Seien Sie bedankt. Und auf Wiedersehen morgen."

„Auf Wiedersehen!"

Sie waren in der Nähe des Gartentores angelangt, und er ging schnell darauf zu. Sie sah ihm nach. Gang und Haltung der hohen schlanken Erscheinung hatten etwas Kraftvolles, Energisches. Am Tor wandte er sich noch einmal zurück und zog grüßend den Hut. Sie neigte dankend das Haupt, und beider Augenpaare leuchteten auf.

In Gedanken verloren begab sich Berty in das Haus und stieg in die erste Etage hinauf, wo sich ihre eigenen Zimmer befanden. In deren einem, das nach Norden gelegen war, hatte sie sich ihr Atelier eingerichtet. Hier stand eine Staffelei mit einem begonnenen Bilde. Sie malte es nach einer sorgfältig ausgeführten Skizze, die sie in Brasilien aufgenommen hatte. Diese stellte einen Teil der Veranda dar, die ihr Wohnhaus auf der Hazienda umgab. Auf dieser, von exotischen Blüten umrankten Veranda lag in einem Lehnstuhl eine junge Frau, die ein rosiges Baby in den Armen hoch emporhielt, als wollte sie es einem Manne reichen, der sich leicht über sie neigte.

Die junge dunkelhaarige und schwarzäugige Frau zeigte eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Bertys Mutter, während das blondgelockte Kind entschieden einem Kinderbildnis Bertys ähnelte. Am frappierendsten aber war das Bild des sich zu Mutter und Kind niederbeugenden Mannes gelungen. Es war das Antlitz ihres Vaters, das klar und lebendig aus dem Bilde herausschaute. So wie er gewesen, als noch nichts zwischen ihm und ihr stand.

Sie begann zu malen; die Arbeit nahm sie gefangen und half ihr über Trübsal und Kummer hinweg.

Ihr Vater trat bei ihr ein. Mit erstaunter Aufmerksamkeit betrachtete er das Bild. „Das hast du gemalt, Berty?" fragte er ungläubig.

„Ja, Vater — wer sonst als ich. Du findest natürlich viel zu tadeln?"

Er schüttelte hastig den Kopf. „Nein — ich staune nur. Du entfaltest plötzlich ein sehr bemerkenswertes Talent. Wie du hier meinen Kopf angelegt und die Augen herausgeholt hast — das — hm diese Augen sprechen."

Er hatte sagen wollen: „Das hätte ich nicht so gut machen können." Aber seine Eitelkeit ließ das Geständnis nicht zu.

Sonst hätte Berty über solche anerkennenden Worte des Vaters gejubelt und hätte sich glücklich in seine Arme geschmiegt. Heute wirkte es kaum auf sie. Sie legte Pinsel und Palette fort.

„Du warst lange in der Sitzung, Vater. Ist dein neues Bild, das du drüben maltest, plaziert?"

„Jawohl, ich habe den Platz selbst ausgesucht. Man hat mir viel Komplimente gemacht."

„Das freut mich für dich. Man findet also dein neues Bild, das du drüben maltest, bewundernswert?"

Er sah sie an und dachte, wie ganz anders Berty wohl sonst diese Nachricht aufgenommen hätte. Sich über die Stirn fahrend, lachte er ein wenig.

„Ich weiß nicht. Man machte mir eigentlich mehr Komplimente über meine schöne Tochter, die ich in der Hängematte gemalt habe, als über mein Bild selbst. Jedenfalls hat man mich von allen Seiten gedrängt, ich soll dich endlich in die Gesellschaft einführen. Nun — das wird ja nun bald geschehen. Ich werde nicht nur eine schöne Tochter, sondern auch eine schöne Frau in die Gesellschaft einführen."

Berty sah das selbstgefällige Lächeln in seinem Gesicht. Es war ihr wie ein körperlicher Schmerz.

„Es eilt mir nicht, in Gesellschaft zu gehen," sagte sie ruhig.

„Aber mir. Ich will mich sonnen in eurer Schönheit. Und es hindert uns ja jetzt auch nichts. Lindas Mutter hat mir versprochen, für dich als Ehrendame zu fungieren, bis es deine neue Mutter tun kann."

Das Abwehrende auf Bertys Gesicht verschärfte sich. Ohne auf seine Worte einzugehen, sagte sie ablenkend: „Fräulein Rittbergs Stiefbruder, Herr Hansen, war hier, um dir seinen Besuch zu machen. Ich promenierte gerade im Garten und sprach einige Worte mit ihm. Er wird morgen wiederkommen."

Heinz Wartegg nickte gleichmütig. „So, so! Nun, der hat es anscheinend eilig, Beziehungen mit uns anzuknüpfen. Ich bezweifle, ob es meiner Braut sehr angenehm sein wird. Soviel mir Linda von ihm erzählt hat, ist sein Betragen nicht so, daß man von einer näheren Bekanntschaft einen Gewinn erwarten kann."

(Fortsetzung folgt.)

Der Pressemaulkorb.

Das alte Dekret hat gestern seine Existenz beendet. An seine Stelle soll ein neues, viel schlimmeres kommen.

Im „Dziennik Ustaw" erschien ganz unerwartet das Gesetz über die Ablehnung des Pressedekrets. Es ist vom Staatspräsidenten und allen Ministern unterzeichnet.

Dadurch wurde der einstimmige Beschluß des Sejm und Senat von der Regierung honoriert. Angesichts dessen wäre zu hoffen, daß die Experimente mit den Pressedekreten endlich aufhören.

So scheint es aber nicht zu sein, denn der Justizminister Meysztowicz hat dem Vorsitzenden des polnischen Pressesyndikats, Dembinski, erklärt, daß der neue Entwurf für ein Pressedekret am 12. Januar in einer Sitzung des Ministerrats zur Sprache gelangt. Dabei ersuchte der Minister den Vertreter des Syndikats, ihm bis zum 6 Januar die Meinung seiner Organisation über das neue Dekret vorzulegen, damit er sechs Tage Zeit habe, dazu Stellung zu nehmen.

Das klügste, was der Minister hierin machen würde, wäre, die Ausarbeitung eines Gesamtprojektes der Presse bezw. den Syndikaten selbst zu überlassen. Gefahren können doch darin weder für die Regierung noch den Staat entstehen. Denn schließlich ist sich doch die Presse ihrer Rolle bewußt. Und daß die Syndikate als regierungs- oder staatsfeindlich anzusehen sind, wird doch wohl selbst der Minister nicht behaupten wollen.

Die Vorlage, die von den Regierungsreferenten Grzybowski und Jaworski ausgearbeitet wurde, ist geradezu eine Tötung der Presse. Wir wollen daraus einige Bestimmungen nennen:

Personen unter 17 Jahren ist der Verkauf von Zeitungen verboten.

Die Behörde 1. Instanz kann die Verbreitung von Drucksachen in von ihr angezeigten Stellen verbieten.

Verantwortlicher Redakteur kann nicht eine Person sein, die eines Pressevergehens wegen bereits abgeurteilt worden ist oder dreimal wegen Unachtsamkeit verurteilt wurde. (Erst nach Ablauf von drei Jahren erhält der Redakteur seine Rechte wieder.)

Die „Schwächung der Bedeutung" der amtlichen Berichtigung durch Ueberschriften, Satz, Schriftzeichen oder durch Anmerkungen ist verboten.

Für Pressevergehen kann neben gewöhnlichen Strafen eine Strafe bis zur Höhe von 5000 Zloty verhängt werden.

Der Abdruck eines konfiszierten Artikels unterliegt der Konfiszierung, unabhängig davon, ob er im Sejm zur Verhandlung kam.

Gesammelte Spenden für den verurteilten Redakteur — 6 Monate Gefängnis und 5000 Zloty Geldpön — unterliegen der Konfiszierung.

Für Nichtveröffentlichung einer Berichtigung einer Privatperson 3 Monate Gefängnis und 2000 Zloty Geldstrafe.

Eine durch das Gericht geschlossene Zeitschrift darf nicht erneuert werden. Die Aenderung des Titels der Zeitung schließt nicht aus, daß sie als die geschlossene erkannt wird, wenn ihr äußeres Aussehen, besonders ihres Formats und des Satzes wegen keine allzugroßen Abweichungen von der geschlossenen Zeitschrift trägt.

In dieser Art geht es in der Vorlage weiter.

Soll die Peitsche nun auch bei der Presse die Hilfe bringen? Wir glauben, die Vorlage ist das erste sehr große Mißverständnis des neuen Jahres. Justizminister Meysztowicz wird gut tun, die Schöpfer der Vorlage in Urlaub zu schicken und die Schöpfung auf den Weg alles irdischen.

Die heutige Nummer unserer Zeitung enthält 12 Seiten, das illustrierte Sonntagsbeiblatt „Volk und Zeit" sowie einen Wandkalender für 1927.

Terror gegen Deutsche.

Erbitterter Kampf gegen das Deutschtum. — Mißhandlung von Kindern. Ein deutscher Protest.

Die Unterdrückung des Deutschtums in Polen dauert an. Besonders schwer haben die Deutschen von Oberschlesien unter dem polnischen Terror zu leiden. Erst vor einigen Tagen wieder wurde in Gieschwald eine Bombe gegen des Haus eines Arbeiters geworfen. Die Inneneinrichtung der Wohnung wurde vollständig demoliert. Die Kinder, die gerade ein Weihnachtslied sangen, trugen zum Glück nur leichte Verletzungen davon.

Diese ständigen Terrorakte der Polen in Oberschlesien haben den Deutschen Volksbund in Kattowitz veranlaßt, dem Präsidenten der gemischten Kommission, Calonder, eine Denkschrift zu übermitteln, in der alle in der letzten Zeit vorgekommenen Gewalttaten gegen Deutsche in Polen ausführlich dargestellt sind. In der Schrift wird Protest erhoben gegen das völlige Versagen der polnischen Polizei. Es wird in ihr besonders der Fall des Hütteninspektors Schweigel behandelt, der auf dem Bahnhof Siemianowitz vor einiger Zeit mit seiner Familie von Polen schwer mißhandelt worden ist. Die Polizei hat hier untätig zugesehen, und die auf dem Polizeibüro anwesenden 20 Beamten haben sich geweigert, ein Protokoll aufzunehmen oder Anzeige zu erstatten. Schließlich behandelt die Denkschrift einen Ueberfall in Kochlowitz, wo dieser Tage Kinder, die zur deutschen Minderheitsschule gehen wollten, schwer mißhandelt wurden. Auch der deutsche Generalkonsul in Kattowitz hat sich wegen eines besonders schweren Terroraktes an die polnische Regierung beschwerdeführend gewandt und bei der Staatsanwaltschaft Strafanzeige erstattet. Der Wojewode Grazynski wird in den nächsten Tagen mit den Ministern Bartel und Zaleski in Zakopane in der Angelegenheit Lukaschek eine Konferenz abhalten.

Von der Polizei zu Tode gepeinigt

Der Prozeß gegen die Mörder von Wenkler. — Die Bestien leugnen.

Seinerzeit hat die grausame Ermordung des Beamten und Reserveoffiziers Roman Wenkler im Lemberger Polizeiarrest großes Aufsehen erregt. Die Polizeibüttel haben den Armen buchstäbilch zu Tode gemartert. Als die Presse diese grausige mittelalteriche Tortur aufgriff, da konnten die Behörden nicht anders, als eine Untersuchung einzuleiten. Obwohl die Torturen vor den Augen von Vorgesetzten stattfanden, wurden nun zwei Polizisten, ehemalige Gefängniswächter verhaftet. Diese Bestien sind Bazyli Kaczor und Michal Kowalkowski, die sich vorgestern vor dem Lemberger Strafgericht zu verantworten hatten.

Beide Angeklagten leugneten die schändliche Tat begangen zu haben. Sie beteuerten ihre Unschuld, darauf hinweisend, daß sie nicht wissen, wer die Mißhandlungen vorgenommen habe.

Am 7. August wurde Wenkler nach dem Spital gebracht. Sein Körper war eine einzige Wunde. Das Fleisch war von den

Knochen abgeschlagen,

der Brustkorb eingedrückt, 22 Rippen (von 24!) zerbrochen, die Kinnlade zerschmettert. Tags darauf starb er unter qualvollen Schmerzen. Der in solch bestialischen Weise gemißhandelte Wenkler sagte aus, daß die Polizisten im Arrestlokal über ihn hergefallen seien. Die grausamen Mißhandlungen dauerten gegen 3 Wochen an. Laut der Anklageakte wurde Wenkler in bestialischer Weise mit Ketten, Eisenstangen und einem französischen Schlüssel geschlagen, der zum Anschrauben der Fesseln an die Wand diente. Als der Bedauernswerte vor Schmerzen laut stöhnte, wurden ihm die Kleider vom Leibe gerissen, und so lange geschlagen bis er die Besinnung verlor. Darauf wurde er mit Wasser begossen und die Mißhandlungen begannen von neuem. Als der Gemartete nicht mehr schreien konnte, wurde ihm

Wasser in Nase und Mund gegossen.

Kurz vor seinem Tode versuchte die Gefängnisverwaltung den in den letzten Zügen Liegenden nach dem Spital als Wahnsinnigen hineinzuschmuggeln. Im Spital machte Wenkler kurz vor seinem Tode noch eine Aussage.

Dieser bestialische Mord steht einzig in der Kriminalistik da. Die ganze Tragweite dieser entsetzlichen Tat der Polizeibüttel wird einem erst bewußt, wenn man bedenkt, daß Wenkler weder Kommunist noch irgend ein schwerer Verbrecher war. Sein ganzes Vergehen bestand darin, daß er eine Caferechnung, die ihm zu hoch erschienen war, nicht begleichen wollte. Er wurde nach dem Kommissariat gebracht. Als man ihn dort zurückhalten wollte, protestierte er dagegen. Der Protest brachte ihm einen Schlag ins Gesicht ein. Als er sich die Mißhandlungen nicht gefallen lassen wollte, wurde er ganz einfach eingesperrt.

Die Zeugen bestätigten die Aussagen des Ermordeten. Der Zeuge Charkal, der einige Tage lang mit Wenkler die Zelle teilte, sagte aus, daß Wenkler gewöhnlich nachts herausgeschleppt und in einem anderen Raume mißhandelt wurde. Den Bewußtlosen warf man dann wieder in die Zelle zurück. Die Mißhandlungen wiederholten sich einigemal des nachts.

Der junge Piotr Sucharek sagte aus, daß er, als er forderte, mit den Mißhandlungen des Wenkler aufzuhören, habe er selbst einige Schläge vom Angeklagten Kowalkowski erhalten, daß ihm

das Blut aus Nase und Mund

spritzte. Bei dieser Gelegenheit erhielt Wenkler auch einen Schlag mit einem französischen Schlüssel, der ihm das Kinn zerschmetterte.

Auch die anderen Zeugen bestätigten, daß Wenkler auf das grausamste mißhandelt wurde.

Die Anklage vertritt Staatsanwalt Hryniewiecki.

Wie lange wird die Pilsudski-Regierung dauern?

Ein Interview bei einer Silvesterfeier Warschauer Zeitungsleute.

(Von unserem Korrespondenten.)

Uns Zeitungsleuten sind die Unterredungen derart in die Knochen gefahren, daß wir ohne ihnen gar nicht mehr auskommen.

Selbst gestern, als ich mich im Kreise meiner Kollegen beim Silvesterpunsch befand, konnte ich meine Schwäche nicht meistern.

Minister, Abgeordnete oder sonstige Politiker waren nicht zur Hand. Wen sollte ich interviewen? Halt, ich hatte es: Meine Kollegen müssen heute her. Thema: „Wie lange wird die Pilsudski-Regierung dauern?"

Schnell war die Frage gestellt, Bleistift zur Hand. Der Reihe nach die Antworten:

Der Mann vom „Kurjer Warszawski" (Endecjablatt): „Die Regierung wird sich nur bis Juni halten. Die Zeit vor der Ernte wird das Gleichgewicht des Budgets erschüttern, es stürzen und damit gleichzeitig die Sanierer.".

„Nein," meinte der Redakteur des „Kurjer Poranny" (Pilsudski-Blatt) „Der Dziadek wird 15 Jahre regieren, denn so lange, schätze ich, wird er noch leben. Inzwischen wird es allerdings verschiedene Umbildungen des Kabinetts geben".

Dazu meinte der Vertreter der „Dwugroschuwka" (klerikales Rechtsblatt): „Wenn Pilsudski mit Dmowski Frieden schließen und die Kirche ihn segnen wird, so werden die Minister nur durch ihren Tod die Dimission bekommen".

Der Mann vom „Kurjer Ilustrowany" (Piastorgan) meint dazu: „Nur dann, wenn er Witos um Verzeihung gebeten haben wird".

Den Abschluß machte Kollege Dollarmann, Vertreter des „Nasz Przegląd" (Organ der jüdischen Kaufleute): „Pilsudski hat zum 1. Januar ein Prozent von der Umsatzsteuer abgelassen. 100 Jahre wird er regieren, wenn er zu jedem Neujahr nur um 1 Prozent die Steuern verbilligen wird".

Auf weitere Ausfragerei mußte ich leider verzichten, weil ich durch diese Antworten schon genug konfus geworden war.

Ein merkwürdiges Argument.

Vor einigen Wochen begann in Warschau ihr Erscheinen eine jüdische Zeitung unter dem Titel „Warschauer Expreß". Allgemein wurde gesprochen, daß dieses Blatt die stille Unterstützung eines Ministers genieße. Doch auch diese ministerielle Unterstützung half dem Blatte nicht, und es mußte nach kurzer Zeit das Erscheinen einstellen. Die stellungslos gewordenen Mitarbeiter der Zeitung beschlossen nun gemeinsam ein neues Blatt unter dem Titel „Unser Expreß" herauszugeben. Doch wurde ihnen die Konzessionserteilung mit der Begründung abgelehnt, daß durch den fast gleichlautenden Titel eine

Konkurrenz möglich ist — eine Konkurrenz für ein bereits eingestelltes Blatt.
Ein wirklich merkwürdiges Argument.

Der Terror in Litauen.

Hetzen gegen die Minderheiten. — Schließung von Schulen und Abschluß eines Konkordats mit Rom.

Die amtliche litauische Zeitung „Lietuwa" veröffentlicht einen Artikel, den man als Ansicht der gegenwärtigen Regierung ansprechen kann.

Das Blatt meint, daß die 60000 in Litauen lebenden Polen von der früheren Regierung zu große Rechte erhalten haben. Diese Rechte bedrohten den nationalen Charakter Litauens, drohten mit einer Polonisierung der Litauer (Die litauischen Nationalisten sehen also den polnischen sehr ähnlich). Polnische Schulen wurden nicht nur von Polen besucht. Auch Litauer, Weißrussen und Russen waren darin zu finden.

Die neue Regierung dürfe diesen Zustand nicht zulassen.

Gegenüber diesen Meinungen stellen polnische Blätter fest, daß in Litauen 200000 Polen wohnen, die gegenwärtig 60 Anfangsschulen besitzen. Die 400 polnischen Lehrer sollen durch Litauer ersetzt werden. Der neue Kultusminister Bistrat habe die Absicht, 90 Prozent polnischer Schulen zu schließen.

Also sieht es in Litauen mit der Volkszählung genau so aus, wie in Polen. Wir wissen es, daß Polen 40 Prozent Minderheitsbevölkerung zählt, die Polen dagegen behaupten, es seien nur 25 Prozent.

Die Arbeiterverhaftungen dauern in Litauen an. Bei Kowno wurde ein Konzentrationslager errichtet, wo die der Regierung feindlichen Personen zusammengetrieben werden.

Alles dies geschieht aber im Namen des Christentums. Denn Waldemaras hat dem Vatikan wissen lassen, daß er in den nächsten Tagen ein Konkordat mit Rom unterzeichnen werde.

Die Minderheiten in Litauen und auch unsere Polen werden angesichts dieser Nachrichten nunmehr wohl den Unterschied zwischen Reaktion und Demokratie herausgefunden haben.

Schandchronik des Faschismus.

Schulkinder ihres Vornamens beraubt!

Die Verordnung, die die Stadt Aosta (Piemont, an der französischen Grenze) zum Sitz einer Präfektur und zur Provinzhauptstadt erhebt, hat keinen anderen Zweck, als die Stadt und die gesamte Talebene, die bis heute jeden Versuch faschistischer Durchdringung beharrlich zurückgewiesen haben, völlig zu „faschieren."

Auf Verordnung des neuen Schulinspektors sind einer großen Zahl Schulkindern Aostas und der Umgebung die Namen, die sie von ihren Eltern erhalten haben, genommen worden. Dieser Beamte stellte aus den Schulregistern fest, daß viele Kinder „bedenkliche" Namen trugen. Der Schulfaschist änderte einfach die verschiedenen Libero, Franco und Jaures in Benito, Italo und Cesare um. Dies wurde den Familien im amtlichen Schreiben zugestellt!

Grauenhafter Bürgerkrieg in China.

Einer Reutermeldung aus Schanghai zufolge spielten sich herzzerreißende Szenen ab, als die Streitmacht Fengyusiangs das von einem der Generäle Wupeifus seit sieben Monate belagerte Sianiu, die Hauptstadt der Provinz Schensi, entsetzte. Tausende von Menschen strömten an die Tore der Stadt und nahmen unter Freudentränen Karrenladungen mit Lebensmitteln entgegen. Seit mehr als einem Monat sterben täglich mehr als 500 Menschen an Hunger und Kälte. An manchen besonders kalten Tagen sogar mehr als 1000. Die Todesfälle während der Belagerung werden auf 15000 bis 20000 geschätzt.

Auch Japan gegen das englische Memorandum.

Der japanische Botschafter in Paris erklärte dem französischen Außenminister Briand, daß Japan die Stellungnahme Frankreichs in Sachen des englischen Memorandums in der chinesischen Frage vollständig teile. Die französische Meinung läuft nämlich dahin hinaus, eine abwartende Haltung in der chinesischen Frage einzunehmen.

Rücktritt Primo de Riveras?

Aus Lissabon melden sämtliche Morgenblätter, daß dort das Gerücht von dem bevorstehenden Rücktritt Primo de Riveras verbreitet sei. Er werde sich völlig von der Politik zurückziehen, und an seine Stelle werde General Berenguer treten. Die Erklärungen seien übrigens nur geeignet, die bereits seit einiger Zeit latente innere Krise in Spanien zu illustrieren.

Wirb neue Leser für dein Blatt!

Präsident Calles von Mexiko



hat durch einen scharfen Protest gegen die Intervention des amerikanischen Militärs in Nikaragua die gespannte Lage zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten noch verschlechtert. Calles, den unser beistehendes Bild zeigt, ist seit 1. Dezember 1924 Bundespräsident der Vereinigten Staaten von Mexiko. Seine Amtsdauer läuft bis 30. November 1928. Plutarco Elias Calles steht bekanntlich dem Sozialismus und vor allem der internationalen Freien Gewerkschaftsbewegung nahe. Diese Stellung, verbunden mit dem scharfen Widerstand, den er dem nordamerikanischen Kapitalismus in der Erdölfrage auf mexikanischem Boden leistete, hat zu dem bestehenden Gegensatz zwischen den beiden Staaten — nicht zwischen den beiden Völkern — erheblich beigetragen.

Tagesneuigkeiten.

Prosit Neujahr!

Ueberall, auf allen Straßen, in allen Häusern, überall dort, wo Menschen sich aufhalten, dominiert heute noch dieser Ruf. Ein neues Jahr beginnt. Und die Menschen, die kein Ereignis vorüber gehen lassen können, ohne dazu wie auch immer Stellung zu nehmen, haben sich auch für den Beginn eines neuen Jahres einen Glückwunsch zurechtgelegt, den sie solange einander am 1. Januar jedes Jahres zurufen werden, bis sie einmal alle daraufkommen, wie nichtssagend eigentlich dieser Glückwunsch ist.

Nichtssagend heute schon deshalb, weil er zu einer bloßen Gewohnheit geworden ist, weil er in neunzig von hundert Fällen nicht ehrlich gemeint ist. Und weil er schließlich, und das ist das Ausschlaggebendste ein frommer, dummer Wunsch bleibt. Denn was kümmern sich die ehernen Gesetze des Weltgeschehens im Leben des einzelnen und im Leben der Gesamtheit um einen Wunsch, der nicht einmal angenehme Hoffnungen wecken kann.

Die zukunftsbewußten arbeitenden Menschen kümmern sich wenig darum, ob heute die geltende Zeitrechnung den Beginn eines neuen Jahres ansetzt. Der Kampf dieser Menschen setzt seine Marksteine nicht nach den „Prosit Neujahr"-Tagen der Zeitrechnung, seine Marksteine in der Geschichte sind seine Erfolge, die immer weiter zum schließlichen Siege führen. Trotz des Hohnlachens der Feinde führen müssen.

Was soll also dem kommenden Geschlecht ein nichtssagendes „Prosit Neujahr!" Klingt es nicht wie eine Frotzelei, wenn wir uns heute nach gutbürgerlicher Gewohnheit ein „Prosit Neujahr!" zurufen, obwohl wir wissen, daß uns dieses Jahr wieder nur schwere Kämpfe bringen wird, da die Zeit des Ringens noch lange nicht vorüber ist?

Die arbeitenden Menschen haben keinen Grund, die überlieferten Gewohnheiten einer sterbenden Welt zu den ihren zu machen, sie weiter zu pflegen. Sie brauchen sich heute kein „Prosit Neujahr!" zu wünschen, da es noch nicht ihre Welt ist, in der sie leben müssen — —

Dem Spießer aber ein kräftiges „Prosit Neujahr!" Sie wissen ja, wie es gemeint ist!

Die Mietssteigerungen für Einzimmerwohnungen aufgehalten.

Im „Dziennik Ustaw" wurde ein Dekret des Staatspräsidenten veröffentlicht, wonach die Steigerung der Miete für Einzimmerwohnungen für ein weiteres halbes Jahr, also bis zum 1. Juli 1927 aufgehalten wird. Es verpflichten also als Mietssatz für ein Zimmer oder ein Zimmer und Küche weiterhin 83 Prozent der Vorkriegsmiete.

Im Hauptblatt unserer Zeitung, welches wir aus technischen Gründen schon am Donnerstag fertigstellen mußten, konnte in dem Artikel des Abg. Kronig und in der anschließenden Tabelle diese Anordnung nicht berücksichtigt werden, so daß sowohl der Artikel wie die Tabelle eben vor dem Erlaß des Dekrets gedruckt waren. Als verpflichtend sind also nur die Ziffern für größere Wohnungen in dieser Tabelle zu betrachten.

In der Montagnummer werden wir die Tabelle mit den entsprechenden Aenderungen nochmals abdrucken.

Dreieinhalb Millionen Telephongespräche im Monat Dezember. Der Dezember v. J. erreichte eine Rekordzahl in Telephongesprächen. 3½ Millionen Gespräche wurden im Laufe dieses Monats geführt. Es fallen somit auf einen Tag ungefähr 100000 Gespräche. In den letzten drei Tagen wurden täglich 140000 Telephonverbindungen hergestellt. Die Folge davon war, daß die Abonnenten 5—8 Minuten auf eine Verbindung warten mußten. (w)

Gegen den Geldwucher.

Die höchste Zinsnorm 15 vom Hundert.

Mit dem 2. Januar tritt eine neue Verordnung des Finanzministers in Kraft, die die Verordnung vom 7. September teilweise abändert.

Im Sinne dieser neuen Verordnung darf bei langfristigen Anleihen, Versatz von Wertpapieren, Waren und Mobiliar, beim Wechseldiskont, bei offenen Rechnungen, bei Wechselgarantien der Zinsfuß nicht höher als 15 vom Hundert jährlich sein. Dieser Zinsfuß umfaßt allerdings nicht die Kosten, das Porto, die Stempelsteuer, die Umsatzprovision (die nicht höher als ein Viertel Prozent vierteljährlich sein darf).

Bei Hypothekenanleihen verpflichten gleichfalls 15 Prozent. Leihhäuser dürfen höchstens einen Gewinn von 2 Prozent monatlich berechnen. Erhebung von Zinsen in höherem Ausmaß wird als Geldwucher bestraft.

Verträge über Geldanleihen, die vor dem 2. Januar 1927 abgeschlossen wurden und bei denen der Zinsfuß höher als 15 vom Hundert ist, haben ihre Gültigkeit nur bis zum 1. Februar. Von diesem Tage an darf der Prozentsatz gleichfalls nicht höher sein, trotz gegenseitiger Abmachung.

In Sachen der Kontrolle der Patente. Der Präses der Finanzkammer, Towarnicki, erhielt gestern vom Finanzministerium eine telegraphische Anordnung, schon am 3. Januar mit der Kontrolle sämtlicher Handels- und Industrieunternehmen zwecks Feststellung, ob die Patente für 1927 ausgekauft worden, zu beginnen. Von diesem Termin an können die Patente innerhalb 14 Tage ohne Strafe ausgekauft werden. Es werden lediglich die Zinsen für den Verzug hinzugerechnet. (b)

Das Wechselmoratorium verlängert. Wir haben bereits früher darauf hingewiesen, daß das Wechselmoratorium bis 30. Juni 1927 verlängert wurde. Die diesbezügliche Verordnung ist nun im „Dziennik Ustaw" veröffentlicht worden.

Welche Steuern sind im Januar 1927 fällig? 1) Bis zum 15. Januar die staatliche Industriesteuer vom Umsatz des vorgehenden Monats für Handelsgeschäfte 1. und 2. Kategorie und Gewerbepatente 1. bis 5. Kategorie; 2) Bis zum 15. Januar die Vorschußzahlung auf die staatliche Industrieumsatzsteuer für das 4. Vierteljahr 1926 in der Höhe von 2 Fünfteln der Umsatzsteuer für das 2. Halbjahr 1925 von Handels- und Gewerbepatenten derjenigen Geschäfte, die keine Bücher führen; 3) Die staatliche Einkommensteuer von Gehältern, Emerituren und Löhnen im Laufe von 7 Tagen nach dem Abzug der Steuern von den Gehältern. Außerdem ist die Zahlung aller derjenigen Steuern fällig, deren Zahlungstermin für Januar festgesetzt wurde.

Die Privatbanken ermäßigten den Prozentsatz für Bankeinlagen. Laut Informationen der Lodzer Abteilung des Bankverbandes, wurde ein besonderer Vertrag zwischen einer Anzahl Banken geschlossen, demzufolge die einzelnen Banken sich verpflichteten, nicht höheren Prozentsatz für Spareinlagen als die folgenden zu erteilen: Bei Einlagen in Zloty aller Art: ohne Kündigungstermin — bis zu 7 Prozent, mit einmonatiger Kündigung — bis 8 Prozent, mit 3-monatiger — 10 Prozent, mit 6 monatiger — 12 Prozent. Bei Einlagen in Fremdvaluten oder in Goldzloty: mit 1-monatiger Kündigung — bis 5 Prozent, mit 3-monatiger — bis 7 Proz., mit 6-monatiger — bis 9 Prozent. (E)

Verfügung in Sachen der Einkommensteuer. Im Sinne einer Anordnung der Finanzbehörden werden die Finanzämter, mit dem 3. Januar beginnend, die Einziehung der rückständigen Einkommensteuer aufnehmen. Gleichzeitig erhielten die Finanzämter eine Anordnung, denjenigen Zahlern eine Erleichterung zu gewähren, die nicht im Stande sind, die ganze Summe der Steuer zu zahlen. Die Leiter der Finanzämter haben das Recht, die Steuer in dreimonatige Raten in drei- und vierwöchentlichen Abständen zu zerlegen. Um diese Erleichterung zu erhalten, muß man noch vor Aufnahme der Exekutionsschritte im Finanzamt eine eingehende Begründung der Zahlungsunmöglichkeit niederlegen. (b)

Geschäftliche Mitteilung. Bezugnehmend auf die Kalenderanzeige „Diverse Malerartikel", Inhaber des Geschäftes Rud. Roesner, werden wir gebeten hinzuzufügen, daß die Eröffnung dieses Geschäftes erst am 1. Februar 1927 erfolgt.

Beunruhigende Vergrößerung der Arbeitslosenziffer. In der Zeit vom 18. bis zum 25. Dezember ist die Zahl der Arbeitslosen in Polen um 8152 Personen gestiegen. In der Textilindustrie ist die Zahl der Arbeitslosen um 670 Personen kleiner geworden. Fühlbar macht sich die Arbeitslosigkeit in der Metall-, Bau-, Bergwerks- und Glasindustrie. Die größte Vergrößerung der Ziffer hat Bromberg zu verzeichen (1500). In Lodz ist die Arbeitslosenziffer um 442 Personen gestiegen.

Vom Arbeitsvermittlungsamt. Im Bereiche des Lodzer staatlichen Arbeitsvermittlungsamtes waren am 31. Dezember 42937 Arbeitslose registriert, davon kamen auf Lodz 34105, Pabianice 2717, Zdunska-Wola 545, Zgierz 2697, Tomaschow 2272, Ozorkow —, Konstantynow 172, Alexandrow 41, Ruda-Pabianicka 318. In der vergangenen Woche erhielten 28414 Arbeitslose Unterstützungen. In derselben Zeit verloren 1100 Ar-

beiter ihre Beschäftigung, während 220 angestellt wurden Das Amt verfügt über 64 freie Stellen für Arbeit verschiedener Berufe.

* **Die Auswirkungen des Pressemaulkorbes.** Am Mittwoch brachten wir im lokalen Teil eine Notiz unter dem Titel: „Die Züchtung des Denunziantentums“, in der auf eine Verordnung des Finanzministeriums hingewiesen wird, wonach jeder, der eine Anzeige über Steuerhinterziehung macht, eine Belohnung erhält. Unser Kattowitzer Bruderorgan „Volkswille“, der eine ähnliche Notiz brachte, ist von der Polizeidirektion beschlagnahmt worden. Dies ist bereits das vierte mal, daß der „Volkswille“ seit Bestehen des famosen Pressedekrets beschlagnahmt wurde. Daraus ist zu ersehen, daß in Kattowitz die Polizei ganz besonders eifrig auf dem Posten ist, um die Knebelung der Freiheit der Presse gründlich durchzuführen. Der „Volkswille“ bemerkt zu dieser seiner letzten Beschlagnahme: „Es ist uns daher zur Unmöglichkeit geworden, weiterhin noch irgendwie eine Stellungnahme, wie wir sie bisher gewöhnt waren, zu ergreifen und hoffen, daß unsere Leser uns verstehen werden.“

Ein Weltreisender in Lodz. Gestern besuchte unsere Redaktion ein Weltreisender, der sich verpflichtet hat, eine Reise um die Erde in 6 Jahren zurückzulegen. Es ist dies der Einwohner von Graz in Oesterreich, Georg Gaiser. Gaiser ist Mitglied des Grazer Radsportklubs „Innere Stadt“ und erhält bei Einhaltung aller Vertragsbedingungen eine Summe von 30000 Dollar ausgezahlt. Im Sommer benutzt der Reisende eine Fahrrad, während er im Winter die Eisenbahn unter der Bedingung benützen darf, nur täglich 30 bis 40 Kilometer zurückzulegen. Der Weltreisende muß jeden Staat aufsuchen und mindestens 5 Tage in jedem Staate verweilen. Die Reise unternahm er im September 1925 in Graz Bisher hat er folgende Staaten passiert: Italien, Spanien, Portugal, Frankreich, Holland, Deutschland, Oesterreich, Serbien, Montenegro, Albanien, Türkei, Bulgarien, Ungarn, die Tschechoslowakei und Rumänien. Aus Polen begibt sich Gaiser über Danzig nach Lettland, Estland, Rußland, die skandinawischen Länder, sodann nach England und von dort in die Ueberseestaaten. Die ganze Reise beträgt 143000 Klm. Bis jetzt hat Gaiser 18000 Kilometer zurückgelegt. Der Reisende beherrscht nur die deutsche Sprache und verdient seinen Unterhalt mit Postkartenverkauf. Gaiser war in Graz über ein Jahr arbeitslos gewesen und, da er keine Erwerbsmöglichkeit besaß, versuchte er auf diese Weise sein Leben zu fristen. Da bei solch einer Reise das Schwerste jedoch die Bestreitung des Lebensunterhaltes selbst ist, verdient Gaiser die materielle Unterstützung.

Die Forderungen der Hauswächter. Da es zwischen den Hausbesitzern und Hauswächtern in Sachen der Forderungen der letzten zu einer Einigung noch nicht gekommen ist, wurde die Angelegenheit einer Schiedskommission überwiesen. (b)

Namensänderung — 200 Zloty. Nach dem neuen Stempelsteuergesetz wird die Akte der Namensänderung mit 200 Zloty besteuert. Die Aenderung des Staatsbürgerrechts kostet 50 Zloty, doch sieht das Gesetz für arme Petenten Ermäßigungen vor. Die Genehmigung zur Führung eines Einkommenunternehmens wird mit 20 Zloty besteuert.

b. **Die gestrigen Marktpreise.** Gestern zahlte man auf den Lodzer Märkten folgende Preise: für Butter 5.00—8.00, Eier 3.40—4.50, Milch 0.45—0.55, Sahne 2.00—2.40, Korzec Kartoffeln 12.00—14 00, Mohrrüben und Rüben 0.15—25, Hühner 5.00—7.00, Enten 5.00—7.00, Gänse 9.00—14.00, Puten 12.00 bis 15 00, Hühnchen 4.00—5.00 Zloty.

Rätselhaftes Verschwinden eines Mädchens. In der Konditorei von Bownik, Alexandrowska 4, war die 19jährige Rifka Bialaszak aus Grasow angestellt. Das Mädchen war äußerst anständig und anspruchslos, so daß es sich bald das Vertrauen der Brotgeber erwarb. Vor einigen Tagen lernte es in der Konditorei einen jungen Mann kennen, der sich ihr als Warschauer Kaufmann vorstellte und vorgab, in Lodz Einkäufe machen zu wollen. Nach mehrtägiger Bekanntschaft begab sich die Bialoszak mit dem Unbekannten während der freien Zeit auf Spaziergänge. Vor drei Tagen kehrte sie von einem solchen Spaziergang nicht mehr zurück. Die besorgten Brotgeber stellten Nachforschungen an, doch verliefen dieselben bisher ohne Erfolg. (b)

Spenden. In der Kirchenkanzlei der St. Trinitatisgemeinde sind in der Zeit vom 15. bis 31. Dezember an Spenden eingegangen: Für die Weihnachtsbescherung der Armen: 671 Zloty und 2 Dollar in bar sowie verschiedene Kleidungsstücke und Lebensmittel; für das evangelische Waisenhaus: 1030 Zloty in bar sowie verschiedene Lebensmittel und Kleidungsstücke; für das Haus der Barmherzigkeit 5 Stück Verbandsstoff; für das Idiotenheim und das Bethaus in Zubardz je 10 Zl.; für die notleidenden Seminaristen und die Heidenmission je 5 Zl. Den werten Spendern danken die Pastoren der Trinitatisgemeinde.

R. **Vier Selbstmordversuche.** Gestern wurde der städtische Rettungswagen sowie die Krankenkasse viermal zu Selbstmördern alarmiert. Auf dem Boden des Hauses Ogrodowa 64 erhängte sich der 50jährige Josef Polakowski. Die Ursache des Selbstmordes ist unbekannt. — Ein ähnlicher Fall ereignete sich in der Fabrik von Dąbek, in der Nowopolna. Ein gewisser Leopold Kraus bereitete seinem Leben durch Erhängen ein Ende. — Die 42jährige Aniela Kowelska nahm infolge Arbeitslosigkeit eine Dosis Jod zu sich. — Im Torweg des Hauses Lagiewnicka 17 wurde eine unbekannte Frau gefunden, die eine größere Dosis Essigessenz zu sich genommen hat. Der Name der Frau konnte nicht festgestellt werden.

Vereine • Veranstaltungen.

Weihnachtsandacht für Greise. Am Mittwoch, den 22. Dezember, fand im St. Matthäisaal eine Weihnachtsandacht mit Weihnachtsüberraschungen (Bescherung) für arme Greise der Gemeinde statt. Zur Verteilung kamen Stoffe, Tücher, Wolle zu Strümpfen, welche von den Gemeindegliedern gespendet waren, auch abgelegte Kleidungsstücke, Mehl, Zucker, Holz, Kohle, Seife und Kartoffeln. Außerdem erhielt jeder 4 Zloty in bar für ein „warmes Weihnachtsstübchen“. Beschert wurden 497 Personen. Die Andacht hielt Pastor Dietrich.

Die Besucher der Kindergottesdienste in der St. Johannisgemeinde werden erzogen, der Armen zu gedenken. Seit einigen Jahren bereits haben wir hier die schöne Sitte, daß einzelne Kindergruppen unter sich Sammlungen veranstalten, verschiedenes einkaufen und es dann selbst bringen. Die Kinder versammeln sich zum Teil mit den schön geschmückten Christbäumchen und den Geschenken in der Kirche, von wo aus sie sich nach einer Andacht zu den Armen begeben und die Weihnachtsgeschenke denselben persönlich bringen. Auch in diesem Jahre wurden auf diese Weise 41 Familien, d. h. 109 Personen von den Kindern selbst beschert. Diese schöne Sitte hat sich auch bereits in verschiedenen deutschen Schulen eingebürgert, wodurch auch in diesem Jahre recht viel Arme eine Weihnachtsfreude durch Kinder erhielten. All den Kindern Helfern und Helferinnen, Lehrern und Lehrerinnen, die das gute Werk durch ihre Mitarbeit unterstützt haben, dankt im Namen der Armen Pastor J. Dietrich.

Aus dem Jünglingsverein der St. Johannisgemeinde. Am kommenden Donnerstag, den 6 Januar, wird im Jünglingsverein das traditionelle Familienfest gefeiert. Als Unterhaltung sind Vorträge, Musik und Deklamationen vorbereitet worden. Auch wird Knecht Ruprecht mit Geschenken aufwarten. Die Pakete an den Knecht Ruprecht sind rechtzeitig im Vereinslokale abzugeben. Das Fest beginnt um 5 Uhr nachmittags.

Wiederholung eines Weihnachtsmärchens. Morgen, Sonntag, den 2. Januar, um 3 30 Uhr nachmittags, wird in der Konstantinerstraße Nr. 4 das von der Mädchenschule Nr. 104 (Leiterin Frl. Otto) einstudierte Weihnachtsmärchen mit Gesang, Deklamationen und Reigen „Der brave Peter und das Pappenprinzeßchen“ wiederholt, das bei der ersten Aufführung allgemein gefallen hatte. Karten sind am Eingang zum Saale zu haben.

Wiener Operette.

„Die Fledermaus“,

Operette in 3 Akten von Johann Strauß.

„Die Fledermaus“ ist nicht eine Operette schlechthin, sondern die klassische Operette, denn in musikalischer Hinsicht kommt ihr keine andere gleich. Nach den letzten Schwänken, deren Kitschigkeit auch noch solch schmissige Musik nicht übertünchen konnte, wehte am Donnerstag uns echte Operettenluft, ohne Süßlichkeiten und Obszönitäten entgegen. Die herrliche Musik, die unsterblichen Walzer und Lieder und das wienerische Temperament, das das Straußsche Meisterwerk durchglüht, weckten reine, unverfälschte Freude, die sich mitunter bis zum tollen Uebermut steigert. Auch wenn man „Die Fledermaus“ schon wiederholt gesehen hat, so empfindet man sie immer wieder wie ein köstliches Geschenk.

Der große Erfolg, der der „Fledermaus“ auch in Lodz beschieden war, war gleichzeitig ein Erfolg der Regie und der musikalischen Leitung. In Eugen Strehn haben wir einen umsichtigen Spielleiter schätzen gelernt, der es versteht, dem Ganzen Schwung und Leben zu geben. Rudolf Funkenstein interpretierte Strauß mit Gefühl. Die diskrete Zurückhaltung sowie die feine Abtönung verhalfen den Sängern zu Glanzleistungen. Den Vogel hat unzweifelhaft Thia Klein als Rosalinde abgeschossen. Ihre kraftvolle Stimme, der metallisch helle Klang in den höheren Lagen schwebte siegreich über den Ensemblesätzen. Die Künstlerin verstand es diesmal auch darstellerisch zu fesseln. Ihr Spiel und Gesang im zweiten Akt sprühte Rasse und Temperament. Das Publikum wurde bis zur Begeisterung hingerissen. Auch Jenny Schäck bot eine Glanzleistung. Sie spielte die Adele mit wienerischer Verve, voll Temperament und neckischer Lebendigkeit. Emmy Vertes fühlte sich in der Rolle des Prinzen Orlowski, die nicht leicht ist und nicht jedem liegt, etwas beengt. Sie verfügt jedoch über eine recht schöne Stimme, die eigentlich in der „Fledermaus“ zum erstenmal so recht zur Geltung kam. Von den Herren ist in erster Linie Hans Lindner als Eisenstein zu nennen. Wohl war er ein etwas überschwenglicher Lebemann. Die frohe Ungebundenheit in der Gefängnisszene war jedoch von schöner Wirkung Auch gesanglich bot er Lobenswertes. Köstlich war Carl Matuna als Gefängnisdiener Frosch. Schon sein Kostüm erregte Lachsalven. In seinen Improvisationen war er geradezu unübertrefflich. Das Publikum legte sich buchstäblich vor Lachen. Eugen Strehn (Gefängnisdirektor) Alexander Haber (Gesanglehrer) und Fritz Tannenberger (Dr. Blind) mußten sich diesmal mit kleineren Rollen begnügen. Sie leisteten jedoch Ausgezeichnetes. Auch das Spiel der anderen Mitwirkenden stand auf hohem Niveau.

Nur mit der Ausstattung, da haperte es ein bißchen. Dies machte sich besonders im zweiten Akte fühlbar, wo man mit einer Gartendekoration vorlieb nehmen mußte.

Trotz dieser bedauerlichen Mängel wurde man durch das hervorragende Gesamtspiel entschädigt, das als eine Glanzleistung unsrer Wiener Gäste anzusehen ist.

— — — — — — — — — — — —

Weniger erfreulich war der Besuch. Man muß den Mut des Ensembles bewundern, das mit solcher Aufopferung und künstlerischer Begeisterung vor fast ganz leerem Hause spielt. Kaum 80 bis 100 Personen waren zur Premiere erschienen. Und das ist beschämend! Wo steckt wohl der Thalia Verein am Donnerstag, wo steckten die sogenannten „besseren“ Kreise, die vorgeben, Kulturträger in unsren Landen zu sein, wo steckten die Herren Fabrikanten und Direktoren, die „Kunstverständigen“, die sich den Donnerstag für ein Rendez vous „ihrer“ Kreise reservieren lassen? Es ist empörend, wie gleichgültig sich diese Kreise der Wiener Operette gegenüber verhalten, die schwer kämpft und ringt, um Lodz die mit soviel Mühe errichtete deutsche Kunststätte zu erhalten.

Wir schämen uns dieser besseren Deutschen ... A. Z.

Am Scheinwerfer.

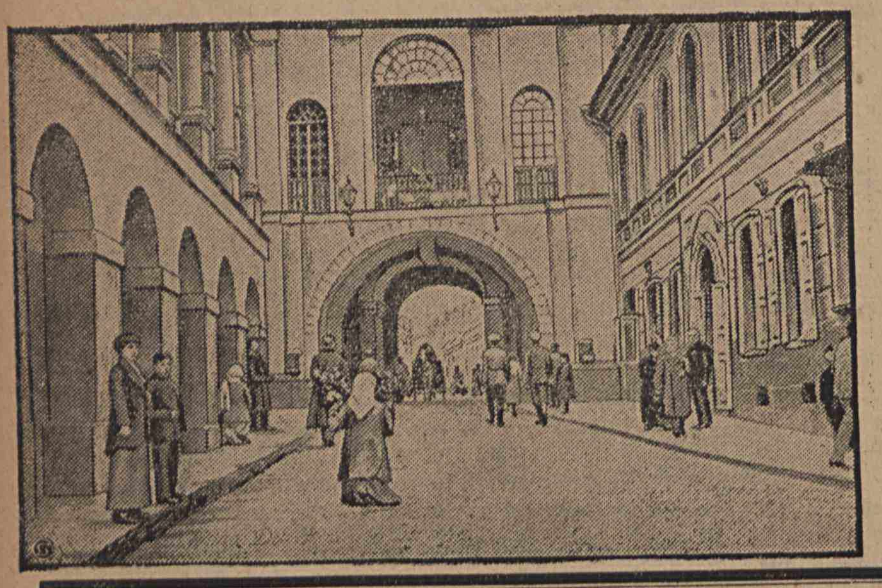
Ein teurer Toter.

Die Herrscher kommen nicht nur bei Lebzeiten, sondern auch nach ihrem Tode ihren Untertanen teuer zu stehen. Dieser Tage ist der Kaiser von Japan gestorben und standesgemäß im Tempel aufgebahrt worden. Die japanische Regierung hat jetzt dem Parlament die Rechnung für die Ueberführung und die Feierlichkeiten vorgelegt, wobei die Kosten für die Beerdigung, die Ende Februar erfolgen soll, noch nicht berücksichtigt sind. Sie beläuft sich auf die Kleinigkeit von 8 Millionen Zl. Soviel macht zum Beispiel bei uns die Unterstützung von zwölftausend Arbeitslosenfamilien im Jahr aus. Vermutlich werden die Krönungsfeierlichkeiten des neuen Mikados dem japanischen Volk nicht weniger kosten. So ein Thronwechsel ist demnach ein recht teurer Spaß.

Wiener Operette. Aus der Theaterkanzlei wird uns geschrieben: Heute, Sonnabend (Neujahr), den 1. Januar, nachmittags 3.30 Uhr geht der lustige Schwank „Die tolle Lola“ zum letzten Male über die Bretter. Abends 8.15 Uhr wird als letzte Abendvorstellung „Dolly“ aufgeführt. — Sonntag, den 2. Januar, vormittags 11.30 Uhr, geht das Kindermärchen „Rotkäppchen“ zum letzten Male in Szene. Nachmittags 3.30 Uhr wird „Dolly“ aufgeführt; abends 8.15 Uhr „Die Fledermaus“ als 2. Wiederholung.

Filmschau.

Luna. Unter dem Titel „Zar Nikolaus II und der heilige Vater Hapon“ läuft seit gestern ein Film in 10 Akten, der wegen der Darstellung der Revolution aus dem Jahre 1905 gesehen zu werden verdient. Die Handlungen sind auf Grund der in den russischen Archiven vorgefundenen Manuskripten gedreht worden. In erster Linie werden das Entstehen und die Ursachen der Revolution behandelt. Ergreifend sind die Szenen, wo das vom Klerus verdammte Proletariat durch das rücksichtslose Vorgehen der Soldateska zur Erkenntnis kommt, daß die ersehnte Freiheit der Person, des Wortes sowie die Verbesserung ihrer materiellen Lage nicht vom Zaren, sondern durch eigene Kraft zu erringen sind. Der Film steht technisch und künstlerisch entschieden über die Durchschnittshöhe. Außer Programm wird eine sehr humorvolle Komödie „Hotel zum Flittermonat“ in 2 Akten gegeben.



Eine Straße in Wilna.

Durch den Umsturz in Litauen hat die Wilnafrage wieder an Interesse gewonnen. Unser Bild zeigt eine Straßenszene aus Wilna, die die Litauer noch immer als ihre Hauptstadt bezeichnen. Die Heiligenstraße in Wilna, in der der Muttergottesaltar sich unmittelbar über der Straße befindet, so daß alle Passanten auf der Straße niederknien und ihre Andacht verrichten.

Kurze Nachrichten.

Indien fordert Selbstregierung. Der indische Nationalkongreß hat dem Programm der Swarajisten mit großer Mehrheit zugestimmt. Auf dem Programm stehen u. a. die Nichtannahme von Aemtern und die Ablehnung des Budgets, bis die Regierung eine befriedigende Antwort auf die von der gesetzgebenden Versammlung aufgestellten Forderungen erteilt habe.

Kannibalismus im treibenden Boot. Eine erschütternde Hungertragödie enthüllte die Untersuchung über den Tod eines Fischers, die von der Polizei in Los Angeles eingeleitet worden ist. Der alte Fischer Eli Kelley ist kürzlich in erschöpftem Zustande vor dem Hungertode gerettet worden, nachdem er zehn Tage lang im offenen Boot auf der stürmischen See umhergetrieben worden war. Im Boot fand man einen andern greisen Fischer, namens James Mc. Kinley, tot vor. Der Leiche fehlten mehrere Teile. Bei dem Verhör bekannte schließlich Kelley, daß er in der Verzweiflung, von rasendem Hunger gequält, Teile der Leiche des Kameraden, der an Erschöpfung gestorben war, abgeschnitten und gegessen habe.

Aus dem Reiche.

Zgierz. Im Klassenverband fand dieser Tage eine gutbesuchte Versammlung der Mitglieder statt. Ueber die Bedeutung der Organisation sprach Abg. Szczerkowski. In der angenommenen Entschließung wird auf die Notwendigkeit der Organisierung der Arbeiterschaft im Klassenverband hingewiesen, da nur eine große Organisation das Los der Arbeiterschaft erleichtern könne.

— In der deutschen Kinderbewahranstalt fand am Dienstag, den 21. Dezember, die Weihnachtsbescherung statt. Die Kleinen warteten mit Gedichten und Deklamationen auf, ein Beweis dafür, daß sich die Kinder in guten Händen befinden. Herr Pastor Falzmann dankte den Damen, besonders aber der Leiterin Frl. Kolbe für ihre Mühe um die Kinder. Bei der darauffolgenden Bescherung war die Freude groß, da keines der Kinder leer ausgegangen war.

Rafalowice. Eine traurige Weihnachtsüberraschung wurde dem Einwohner des Dorfes Zablocie, Gemeinde Rafoliwice, am Weihnachtstage zuteil. Als er mit seiner Familie nach dem nahen Walde ging, um einen Tannenbaum zu holen, brach plötzlich auf seinem Gehöft Feuer aus. Mit Hilfe der Nachbarn gelang es nur mit großer Mühe das Gehöft vor der Vernichtung zu retten. Doch dem Besitzer ging es zuallererst um eine Summe von 5000 Dollar, die er vor kurzem aus Amerika mitgebracht und auf dem Boden in einen Mantel eingenäht hatte. Doch mußte er zu seinem größten Entsetzen feststellen, daß das Geld verschwunden war. Der Dieb, der offenbar von dem Versteck wußte, hatte es auf das Geld abgesehen und nachher das Gehöft in Brand gesteckt, um die Spuren zu verwischen.

Warschau. Unangenehmes Abenteuer eines „Detektivs“. In Pruszkow bei Warschau war ein junger Mann namens Marjan Kosek allgemein als äußerst findiger Detektiv bekannt, der sich besonders für Liebesgeschichten spezialisierte. Vor einigen Tagen beauftragte ein Einwohner von Zblikow den Kosek, auszukundschaften, ob ihm seine Braut Aniela die Treue bewahre. Und der Bräutigam hatte sich nicht getäuscht, da Aniela ein Verhältnis mit einem gewissen Karol Kopka unterhielt. Als nun der „Detektiv“ sich der Aniela näherte, um ihre Gesinnung zu erfahren, ging sie darauf ein. Vorgestern, als sie in einer Konditorei saßen, machte Aniela den Vorschlag, eine Autofahrt zu unternehmen. Als beide eng einandergeschmiegt die Straßen der Stadt bereits passiert hatten und sich auf einer einsamen Chaussee befanden, wurde das Auto plötzlich angehalten. Aus einem dort bereitstehenden Auto stieg der Geliebte der Aniela, Karol Kopka, mit einigen Freunden aus. Der arme Detektiv mußte nun, ganz entgegen seinem Willen, zuerst eine Flasche Schnaps und hernach ein Glas Rizinusöl austrinken. Sodann wurden dem „Detektiv“ die Hosen heruntergezogen. Die ganze Gesellschaft setzte sich nun in die Autos und beließ den „Detektiv“ im Neglige auf der menschenleeren Chaussee zurück. Vollständig betrunken und in einer fatalen Lage wurde der „Detektiv“ von der Polizei aufgefunden.

Krakau. Streik der Buchdrucker. Der Verband der Druckereibesitzer von Krakau kündigte den Vertrag mit dem Buchdruckerverband und schlug eine Lohnreduzierung von 40 bis 50 Prozent vor. In Verbindung damit fand eine Versammlung der Buchdrucker statt, in der beschlossen, wurde am Freitag abend 6 Uhr in den Streik zu treten. Demnach werden heute, mit Ausnahme des „Naprzud“, keine Zeitungen erscheinen.

Sitzgelegenheit) sind längst ausverkauft, aben wenn man ein lustiges Kostüm anhat, wird man zum Tanz vielleicht noch hereingelassen. 250 000 Kerzen werden den Glanz auf strahlenden Kostümen und strahlenden Gesichtern hervorzaubern, Lautsprecher unter jedem Tisch werden in echt amerikanischer Silvester-Ballmusik — ich glaube aus Chicago — ertönen und um Mitternacht wird eine Infanterieabteilung schöner Mädchen hereinmarschieren und 30 oder 50 Salven feuern. Danach wird jeder Engländer den durch Radiofunk im ganzen Inselreich hörbaren Glocken von Westminster lauschen. wie sie das alte Jahr aus- und ein hoffnungsvolleres Jahr einläuten. Und danach wird noch lange getanzt werden. A Happy New Year. Nur am ersten Tage ist man noch nicht recht glücklich.

Berlin.

Berlin, am 1. Januar.

Lange vor Silvester schon hat sich die Erregung angestapelt, weil die Leute rechtzeitig für ihren Betrieb sorgen müssen. Ihr Beruf als Berliner zwingt sie dazu, auch wenn sie einen anderen nicht haben. Die Theater erwecken alte Possen durch die neuen Stars zu Premieren. In den großen Hotels wird zu größeren Preisen weiter gefeiert: das trockene Kuvert zwischen dreißig und vierzig Mark. Irgendwo muß man hingehen können. Den minderen Schichten läuft ein Gruseln über den Rücken, das ihnen die Freude an ihrer weltstädtischen Existenz erhöht. Als Familien und paarweis türmen sie sich in den Lokalen. die Paläste sind. Eifrig bemühen sie sich um ihr Amüsement, so schwer es ihnen auch wird; niemand hielte sie für Berliner. Sie sind einzig in der Provinz, in der sie sich allein glauben, weil sie zu klein ist. Der Verkehrsturm hat die ganze Nacht hindurch Arbeit, Silvester gibt seinem Dasein erst Sinn. Um zwölf Uhr reißen die Privatgesellschaften vom Wedding bis zum Kurfürstendamm die Fenster auf und beschwören das neue Jahr ohne Unterschied der Dividende. Die Bürger mittleren Geblüts stauen sich kostümiert, um sich an ihrer Menge zu ergötzen. Auch die Schutzleute werfen Papierschlangen von den Gäulen und erbauen sich an der Ordnung, nicht von ihnen gestiftet. Gegen fünf Uhr wird es populär, lauter Bevölkerung auf dem Potsdamer Platz. Jünglinge von Tietz. Josty hat sich zurückgezogen, in den anderen Cafes döst man sich durch. Eine Königin im Similidiadem tanzt mit einem Schlafburschen; sie ist rosa, er asphaltiert. Die Familien brechen auf, zufrieden, daß sie sich amüsiert haben und es jetzt nicht mehr brauchen. Auf den Straßen werden heiße Würstchen improvisiert. Es ist spät geworden, selbst die vereinzelten Damen trifft man nur noch vereinzelt. Auch der Betrieb muß einmal ausspannen. Allein die Lichtreklamen, von allen verlassen, kreisen mit einigen Betrunkenen unverdrossen dem Aschermittwoch entgegen.

Sylvestre à Paris.

1. Januar 1927.

Jedes Land hat seine besondere Art, Feste zu feiern. Der in Deutschland herrschende Brauch, den Wechsel der Jahre auf der Straße zu erwarten, um sich gegenseitig ein „Prosit Neujahr“ ins Gesicht zu brüllen, ist hier unbekannt. Man feiert hier Silvester, genau wie Weihnachten, im Restaurant, wo Punkt 12 Uhr der erste Gang eines opulenten Reveillon-Diners aufgetragen wird. Der Gruß an das neue Jahr wird dadurch weniger geräuschvoll, ohne an Fröhlichkeit zu verlieren. Man vergißt unter den Freuden der Tafel die Mühen und Leiden, die das alte Jahr gebracht, und man ertränkt die Sorgen, die man ins neue hinüberträgt, für eine Nacht im Blute feurigen Burgunders, im Schaume perlenden Champagners. Die eleganten Restaurants im Madeleine-Viertel, in den Champs Elysees und auf dem Montmartre setzen ihren Ehrgeiz daran, sich gegenseitig an Vielzahl, der Menge und Erlesenheit der kulinarischen Genüsse zu überbieten. Die Not der Zeit, von der die Neujahrsrückblicke der Blätter voll sind, fand hier nur in den Preisen ihren Niederschlag, die je nach Qualität des Gebotenen zwischen 150 und 500 Frank für das trockene Gedeck schwanken. Aber auch in den bescheideneren Quartieren feierte man nach altem Herkommen ausgiebig und ausdauernd bis in den grauen Morgen, um den jungen Tag mit erleichtertem Geldbeutel und verdorbenem Magen anzutreten.

Neujahrslosung.

Und als die ersten sind wir auserlesen,
die ersten Blöcke aus dem Weg zu räumen.
Darum hinweg mit schwächlichfeigen Träumen.
Sie schwinden — und wir fühlen uns genesen!
Warum denn noch mit Winseln und mit Jammern
uns an die Brust der müden Mutter klammern?
Warum nicht frisch und stark auf eigenen Wegen
dem Ziel, das unsere Zeit uns stellt, entgegen?

Das ist das Wahre: seiner Zeit zu dienen
und dennoch sie beherrschen! — klaren Blickes
in Zukunft schaun mit eisenharten Mienen
und schnell mit kühner Hand in des Geschickes
verworrene Fäden greifen, ehe sich
zum unlösbaren Knoten unser Leben
verschlingen kann. — Wer rückwärts feige wich,
der Klage nicht — der hat sich selbst ergeben.

John Henry Mackay.

Neujahrstag und Schauspieler in alten Zeiten.

Wie so manche anderen Gewerbe gehörten früher auch die Schauspieler zu den „unehrlichen“ Leuten, das heißt zu den Berufsarten, die minderen Rechtes waren und die nicht als wirkliche Bürger angesehen wurden. Unter welchen Gesichtspunkten die Schauspieler noch bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts in Preußen betrachtet worden sind, dafür mag hier eine Bekanntmachung angeführt werden, die bis zum Jahre der Schlacht von Jena jedesmal zu Neujahr in Berliner Blättern veröffentlicht worden ist. In dieser Verordnung hieß es: „Dem Publico wird die schon öfters bekanntgemachte Verordnung: Denen bei der Oper und Komödie stehenden Personen weder an Geld oder Waren nicht das geringste zu borgen oder zu leihen, wiederholentlich in Erinnerung gebracht; und haben diejenigen, die wider diese Verordnung handeln, zu gewärtigen, daß sie ihres Kredits gänzlich verlustig gehen, indem diejenigen Klagen, worin dergleichen Schuldforderungen angeklagt werden, bei keinem Judicio (Gericht) angenommen, sondern die Gläubiger mit ihren Forderungen abgewiesen werden sollen. Wonach sich jedermann zu achten und vor Schaden und Nachteil zu hüten hat. Königlich Preußisches Hof- und Kammergericht.“ Später hat man sich wohl ein wenig geniert, diese Verordnung noch einmal zu veröffentlichen.

Deutsche Sozialistische Arbeitspartei Polens

Achtung!
Gewerkschafter der Deutschen Abteilung!

Hiermit wird darauf hingewiesen, daß am Mittwoch, den 5. Januar 1927, um $^1/_2$8 Uhr abends (pünktlich) eine Mitgliederversammlung der Deutschen Abteilung beim Verbande der Arbeiter und Arbeiterinnen der Textilindustrie Polens stattfindet u. zw. im Gewerkschaftslokale, Petrikauerstraße Nr. 109, im Hofe, rechts.

Die Tagesordnung ist wie folgt:

1. **Die Bildung deutscher Abteilungen beim Textilarbeiterverband.**
2. **Unsere gewerkschaftlichen Aufgaben.**
3. **Wahl eines Mitgliedes in die Hauptverwaltung des Verbandes der Textilarbeiter.**

In Anbetracht der Wichtigkeit der zu behandelnden Punkte sowie mit Rücksicht darauf, daß diese Versammlung die erste der gegründeten Abteilung sein wird, ist das Erscheinen aller deutschen Gewerkschafter unbedingt erforderlich.

Die Organisations-Kommission der Deutschen Abteilung beim Verband der Arbeiter und Arbeiterinnen der Textilindustrie Polens.

Achtung! Sänger in Lodz-Süd!

Die D. S. A. P. veranstaltet am 16. Januar 1927 aus Anlaß des 5. Jahrestages der Partei eine feierliche Akademie in der Philharmonie. Da der Männerchor der Ortsgruppe Lodz-Süd im Massenchor mitwirken wird, ergeht hierdurch an alle Sänger die dringende Aufforderung, sich zu den Uebungen pünktlich und zahlreich einzufinden. Die Uebungen werden jede Woche am Dienstag und Donnerstag, um 8 Uhr abends, sowie am Sonntag, um 9 Uhr vormittags, im Lokale in der Bednarskastr. 10 stattfinden.

Jugendbund
der D. S. A. P.

Schachsektion! Morgen, Sonntag, den 2. Januar, wird das Schachturnier fortgesetzt. Beginn um 9 Uhr morgens. Die Teilnehmer des Turniers, welche am letzten Sonntag nicht erschienen waren, werden gebeten, diesmal nicht auszubleiben, um keine Lücken im Spielplan zu verursachen.

— Neuanmeldungen von Mitgliedern und Beiträge für den Jugendbund nimmt Montags Gen. Schiller von 7—9 Uhr abends, Dienstags Gen. Olga Scholl und A. Berndt von 7—9 abends, Donnerstags Gen. A. Klose von 7—9 abends, Freitags Gen. L. Ehrentraut von 6—8 Uhr abends im Parteilokale, Petrikauerstraße Nr. 109, entgegen.

Scherz und Ernst

Nellie: „Gretl, was meinst du — soll ich meinem Verlobten alles von meiner Vergangenheit erzählen?“

Gretl: „Warte noch ein bißchen — es kommen ja noch so lange Winterabende.“

*

Die Mutter bringt den dreijährigen Fritz und die sechsjährige Lotti zu Bett. Sie sollen beten. Lotti sagt ein sehr schönes Gebet auf, und zum Schluß bittet sie um Gesundheit für Eltern, Großeltern usw. Da sagt die Mama:

„Fritzchen, jetzt mußt du aber auch beten.“

Fritz setzt sich, faltet die Hände und sagt: „Lieber Gott, mach's man so, wie's Lotti schon gesagt hat. Amen.“

*

„Marie, gehen Sie mal zu den Leuten über uns, und fragen Sie, ob sie verrückt geworden sind, daß sie solchen Lärm machen.“

„Soll ich auf Antwort warten, gnädige Frau?“

*

Dachdeckersfrau: „Hermann, sei bloß vorsichtig auf dem Neubau, daß dir nichts passiert.“

Mann: „Hab' keine Bange, unser Polier riskiert für 'ne Weile schon sicher keine gefährliche Arbeit mit mir — ich hab' gestern fünf Mark von ihm gepumpt.“

*

„Weißt du, wo die kleinen Jungen hinkommen, die ihr Geld nicht in die Sparbüchsen tun?

„Ins Kino Mutti.“

*

Ich will meinem kleinen Neffen beibringen, wie die verschiedenen Bruchteile eines Ganzen benannt werden. „Also sieh mal, Franzl, wenn ich ein Stück Kuchen habe, schneide es in fünf gleiche Teile und gebe dir eines davon — wie würdest du das nennen?“

„Knickrig, Tante.“

*

„Was versteht man unter leeren Raum?“

„Ich — ich — kann es nicht so genau ausdrücken, Herr Lehrer. Aber ich habe es genau im Kopf.“

Leider zu spät.

Emil hatte zur Messe in Posen zu tun. Seiner daheimgebliebenen Frau kommen Bedenken, ob er ihr auch treu bleiben wird. Sie schickt deshalb folgendes Telegramm an den Gatten: „Liebes Männchen, denke daran, daß du verheiratet bist.“ Die Antwort lautet: „Telegramm zu spät erhalten!“

Unversöhnlich.

Der kleine Eduard und sein Schwesterchen Marie hatten sich gezankt. Nach einem vorzeitig angesetzten Abendessen bemühte sich die Mutter, wieder freundschaftliche Beziehungen herzustellen und wandte sich schließlich an Eduard mit der Bibelstelle: „Laß die Sonne nicht über Deinem Hader untergehen!“ Eduard sah sie groß an und sagte: „Wieso? Kann ich sie anhalten?“

Behüt' Gott.

Der Lehrer schärfte seinen Schülern ein, auch im Kreise ihrer Angehörigen, im Verkehr mit Eltern und Geschwistern das häßliche Wort „Adieu“ zu meiden und sich lieber der Grüße: „Lebe wohl!“ „Auf Wiedersehen!“ oder „Behüt' Gott“ zu bedienen. — Da meldete sich stolz der kleine Fischer. „Herr Lehrer, ich bitt', bei uns zu Hause ist das schon eingeführt. — Wenn zum Beispiel meine Großmutter abfährt, sagt sie zu meinem Vater immer: „Auf Wiedersehen, Herr Schwiegersohn!“ Und mein Vater antwortet dann stets: „Gott behüt', Frau Schwiegermutter!“

Bubi hat den lieben Gott gesehen.

„Heute habe ich den lieben Gott gesehen,“ sagt Bubi, „auf der Leipziger Straße!“

„Bubi schwindle nicht“, sagt Mutti.

„Ich lüge nicht,“ sagt Bubi, „Vater war dabei, du kannst ihn fragen“.

„So so,“ sagt Mutti, „wie sah der liebe Gott denn aus?“

„Er hatte einen dicken Wintermantel an mit einem Pelzkragen und auf der Nase hatte er eine große Eulenbrille!“ antwortete Bubi.

„Aber Bubi, das ist ja unerhört, du Schwindler!“

Bubi zuckts um den Mund; er ist gekränkt.

„Frage den Vater! Er hat doch zu ihm gesagt: „Du lieber Gott, wo kommst du denn her?“ — —

Wahrscheinlich.

„Sie sind wahrhaftig merkwürdig, mein Lieber, manchmal sind Sie so energisch, so männlich ... und zeitweise, möchte man sagen, Sie seien ganz effiminiert...“

„Ja, das ist scheinbar vererbt, die eine Hälfte meiner Vorfahren waren Männer, die andere Frauen.“

Der unzufriedene Gatte.

Er (kopfschüttelnd): „Ein Kaffeegebräu hast du heute wieder fabriziert, Frau — ein Kaffeegebräu ...“

Sie (empört): „Na, das ist doch stark!“

Er: „Im Gegenteil, meine Liebe. Das ist sehr schwach.“

Furchtbar fruchtbar.

„Was höre ich, Ihre Frau hat schon wieder Zwillinge bekommen?“

„Frau, sagen Sie? Das ist ja der reine Vervielfältigungsapparat!“

Frage und Antwort.

„Haben Sie mein hübsches Frauchen schon gesehen?“

„Nein. Haben Sie denn zwei?“

Japanischer Humor.

Von Dora Sophie Kellner.

Das Lachen gilt dem Japaner als ein Geschenk der Götter. Derbe und geistreiche, handgreifliche wie sein pointierte Witze gehören bei ihm zum täglichen Brot; mit einer dem Europäer fast unverständlichen Schadenfreude hält er sich die Seiten vor Lachen, wenn ein Gutgekleideter mit Straßenschmutz bespritzt wird, trifft lange, mühselige Vorbereitungen, um seinen besten Freund in eine lächerliche Lage zu bringen, und schont auch die eigene Person nicht, wenn er nur gewiß sein kann, recht viele Zuschauer zum Lachen zu bringen. In einem überfüllten Reisewagen erweckte einer der Reisenden absichtlich durch sein Benehmen den unzweifelhaften Eindruck, daß man es mit einem langgesuchten Diebe zu tun habe. Bei der nächsten Station wurde ein Polizist alarmiert, der den vermeintlichen Verbrecher verhaften sollte, als sich plötzlich herausstellte, daß es der Gouverneur des betreffenden Bezirks sei, was bei allen Beteiligten schallende Heiterkeit auslöste. Goldfische im Wein, lebende Spatzen in der Suppenschüssel, Stühle, die zusammenbrechen, wenn man sich hinsetzen will, Fleisch und Gemüse, das fest am Teller klebt — diese und ähnliche Silvesterscherze machen dem Japaner das ganze Jahr hindurch die unbändigste Freude. Ein berühmter Witzbold des 18. Jahrhunderts leistete sich noch nach dem Tode ein Bravourstückchen: Bei seiner Verbrennung fing es plötzlich aus dem Sarge heraus zu schießen und zu donnern an, und mit lautem Getöse explodierten die Feuerwerkskörper, die man ihm, seinem letzten Willen gemäß, mit in den Sarg gelegt hatte.

Ueberhaupt macht man in Japan mit Witzen auch vor den Toten nicht halt. Berühmt ist die Anekdote von den beiden Tokioten. Yaji kommt zu seinem Freunde Kita und ruft ins Zimmer: „Kita, komm schnell — ich habe deinen Leichnam gesehen." Kita stürzt heraus, sie gehen ins nächste Dorf und überzeugen sich, daß der dort aufgebahrte Tote wirklich wie Kita aussieht. Kita nimmt also seinen eigenen Leichnam auf den Rücken und trägt ihn nach Hause. Unterwegs kommen ihm Gedanken; er bleibt stehen und fragt: „Yaji, daß der Tote auf meinem Rücken ich bin, das wissen wir. Aber wer ist der Mann, der ihn trägt?"

Beliebt sind auch die Witze über die Trunkenbolde. Hier eine Probe: Vater und Sohn sind dem stillen Suff ergeben, doch hofft einer vom andern, daß er es nicht weiß. Eines Nachts kommt der Sohn betrunken nach Hause. Der Vater schimpft: „Schon wieder kommst du in solchem Zustande nach Hause, was drehst du dich denn immer in Kreis? Ich werde dich enterben, auch das Haus bekommst du nicht." Der Sohn antwortet: „Erstens bin ich nicht betrunken, zweitens will ich gar kein Haus, das sich immer so im Kreis dreht wie unseres hier."

Ein anderer Trunkenbold hatte im Tempel das Gelübde abgelegt, drei Jahre lang keinen Sake (Reisbier) mehr zu trinken. Auf dem Rückweg trifft er seine Freunde beim Gelage an und ist betrübt, daß er nicht teilnehmen darf. „Weißt du was," rät ihm einer, „dann machst du es eben so: du trinkst sechs Jahre lang nur jeden zweiten Tag, das kommt auf ein und dasselbe heraus." Hocherfreut setzt der Trinker sich zu den andern. Am nächsten Tage erhält er wieder eine Einladung zum Pokulieren und muß ablehnen, aber wieder findet sich ein Freund, der ihm sagt: „Das ist ganz einfach: statt sechs Jahre lang jeden zweiten Tag zu saufen, säufst du zwölf Jahre lang täglich, das ist genau dasselbe." Und so geschah's.

Geizige und eitle Menschen kommen in Japan nicht unbelacht davon. Ein Adeliger ist sehr stolz auf seine Gewandtheit im Laufen. Eines Nachts sieht ein Freund ihn pfeilschnell durch die Straße schießen. „Warum läufst du?" ruft er ihm nach. — „Ein Dieb, ein Dieb!" antwortet der Läufer. — „Aber wo? Ich sehe keinen Menschen!" — „Was denkst du, ich habe ihn längst überholt!" schreit der andere und läuft weiter.

Manche Leute sind, wie der japanische Witz sagt, so geizig, daß sie sich ein Auge zubinden, um es beim Sehen zu schonen.

Auch Ehepaare kriegen es scharf ab. Unter einer Brücke sitzt ein Bettler mit seiner Frau. Oben kommt ein Geldverleiher vorbei, der seine Barschaft zählt. Die Frau sagt: „Eigentlich ist es ein Trost für uns, wir brauchen wenigstens nicht immer um unser Geld zu zittern." Darauf der Mann: „Und wem verdankst du dieses Glück? Nur mir allein!"

Zum Buddhistenpriester kommt eines Tages ein Tagelöhner und klagt, seine Frau koche ihm keinen Reis, sondern gebe das Geld aus, um sich zu putzen. Erst heute habe sie wieder gefunkert, der Hund habe den ganzen Reis gefressen. Der Priester befiehlt, Frau und Hund zu holen, legt den Hund auf die Wage und fragt: „Wieviel Reis war es?" — „3 Kin," sagt die Frau. — „Gut," sagt der Priester, „hier sind die drei Kin Reis — wo ist der Hund?"

Politische Rückschau.

Von Armin Zerbe.

Wieder ein Jahr der Stürme und Kämpfe ist vorüber. Neun Jahre werden bald seit dem Ende des großen Völkermordens verflossen sein, und noch immer ist die Welt nicht zur Ruhe gekommen. Die Weltwirtschaftskrise dauert mit unverminderter Schärfe fort. Große soziale Erschütterungen, wie der gigantische Kampf der englischen Bergarbeiter, zeigten wie schwach es doch eigentlich mit der wirtschaftlichen Ordnung bestellt ist, auf die das Kapital, die herrschenden Klassen ihre Macht aufgebaut haben. Wohl haben die mutigen Kämpfer sich beugen müssen vor dem Kapital. Doch war es ein ehrenvolles Ende, das der aufhorchenden Welt bewies, daß das werktätige Volk nicht schläft, sondern auf dem Marsche zur Erringung einer besseren, lichteren Zukunft sich befindet.

Und wie steht es mit der politischen Ordnung? Nach Locarno kam Thoiry und Genf. Diese Etappen waren ein schwerer Weg. Die persönliche Aussprache der leitenden Staatsmänner hat wohl die Gegensätze zwischen den Nationen gemildert, doch kann von einer Befriedung Europas keine Rede sein. Wie schwach es tatsächlich mit dem europäischen Frieden bestellt ist, hat erst letztens wieder der Landauer Prozeß auf das eklatanteste bewiesen. Das Schandurteil der französischen Militärjustiz über unschuldige Deutsche hat einen Sturm der Entrüstung in Deutschland hervorgerufen. Die Chauvinisten in beiden Ländern schmiedeten schon insgeheim die Waffen. Ein ernster Konflikt schien unvermeidlich, wenn nicht die französischen Sozialisten auf ihre Regierung einen so starken Druck ausgeübt hätten. Es siegte die Vernunft. Im letzten Moment... Dieser augenscheinlich geringfügige Anlaß hätte also um ein Haar genügt, einen neuen Brand zwischen den beiden großen Nationen zu entfesseln, das so mühselig aufgebaute Verständigungswerk von Locarno und Thoiry vernichtend.

Wir wollen uns keinen Illusionen hingeben. Aehnliche Spannungen bestehen auch zwischen anderen Völkern. Es glimmt überall. Ein Funke genügt, um das Feuer zur lodernden Flamme zu entfachen. Wenden wir uns nun unsren Nachbarn zu. In Litauen entfalten die Faschisten ein Gewaltregiment und Ministerpräsident Waldemaras erklärt in der Pose eines Mussolini, Litauen werde nie vergessen, daß Polen gewaltsam Wilna an sich gerissen habe und daß Litauen nicht eher ruhen würde, bis Wilna wieder mit dem Mutterlande vereinigt sein werde. Außenminister Zaleski suchte in seiner Weihnachtsbotschaft beruhigend zu wirken. Seine Worte verhallten wirkungslos. Die Beziehungen zu Sowjetrußland haben sich keinesfalls gebessert. Tschitscherin führt eine Politik, der unsre Diplomaten leider nicht gewachsen sind. Die Niederwerfung der Oppositionisten Sinowjew und Trotzki hat das bolschewistische Regime innerlich gefestigt, obwohl nicht zu verkennen ist, daß Stalin neue Wege in der Wirtschaftspolitik eingeschlagen hat und darin von Tschitscherin unterstützt wird. Die Proletarierdiktatur paßt sich immer mehr der Weltwirtschaft an. Der Weg zur Demokratie bleibt den Bolschewisten nicht erspart. Und gelingt es ihnen, die Diktatur auszuschalten und die wahre Demokratie einzuführen, dann kann die sozialistische Wirtschaftsordnung in Rußland Wirklichkeit werden. Diese Beschreitung von neuen Bahnen auf dem Gebiete der Politik und Wirtschaft hat Rußlands Ansehen in der Welt außerordentlich gefestigt. Und wenn von England versucht wird, unter Polens Führung einen Block der Baltenstaaten mit Unterstützung von Rumänien zu bilden, so verfügt Rußland über Mittel genug, um diese Einkreisungspolitik zu durchkreuzen, sei es, indem es nur eine Zündschnur an das indische Pulverfaß anlegt.

In Deutschland hat sich mancherlei geändert. Außenpolitisch sind Erfolge zu verzeichnen. Dies konnte jedoch das Land vor innerpolitischen Erschütterungen nicht bewahren. Der Kampf der Parteien geht um die Macht. Es geht um das Sein oder Nichtsein der deutschen Republik. Das Land wird aus einer Regierungskrise in die andre gestürzt. Nach der Scheiterung der großen Koalition haben die Geschicke des Landes Minderheitsregierungen geführt. Auch die letzte Regierung, das Marx-Geßler-Kabinett, hatte nur eine Minderheit hinter sich. Trotzdem aber fand sie bei ihrer sachlichen Arbeit die Zustimmung der Mehrheit des Reichstages. Die Machtgelüste der Rechtsparteien und die Verseuchung der sogenannten republikanischen Reichswehr waren in erster Linie die Gründe, die die deutsche Sozialdemokratie zwangen, aus der wohlwollenden Reserve herauszutreten. Der Kampfansage folgte alsbald auch der Sturz der Regierung. Deutschland tritt in das neue Jahr ohne Regierung ein. Der Kampf der Parteien ist infolge der Regierungskrise mit neuer Heftigkeit entbrannt, um so mehr, da die Deutschnationalen versuchen, wie bei der Abfindungsfrage die Person des Präsidenten Hindenburg zu mißbrauchen. Hindenburg soll gezwungen werden, die Rechtsparteien mit der Bildung der Regierung zu betrauen, möglichst mit Ausschluß der Demokraten und eventuell auch des Zentrums. Eine solche Regierung, die einer maskierten Diktatur gleichkommen würde, würde vom deutschen Volk als Provokation aufgefaßt werden. Die Reichstagsauflösung würde dann erneut akut werden.

Und wie Deutschland, so durchtosen auch Frankreich politische Kämpfe. Die Auflösung des Linkskartells brachte nach Briand den Nationalisten Poincare ans Ruder. Wiederholt versuchte dieser Briand ein Bein in der Außenpolitik zu stellen. Doch seine heimtückischen Angriffe scheiterten an der Standhaftigkeit Briands, der gleich Chamberlain und Stresemann aufrichtig bemüht ist, die Gegensätze zwischen den Nationen zu mildern, den Haß der Kriegszeit auszurotten. Schwere Sorgen bereitete Frankreich auch die Frage der wirtschaftlichen Gesundung. Der Taumel der Inflation ist noch nicht vorüber. Und trotzdem wächst das Heer der Arbeitslosen. Das vergangene Jahr brachte keine Konsolidierung. Wird Poincare im neuen Jahre mehr Glück haben, das ist die Frage, die bei der Jahreswende wohl ganz Frankreich bewegt.

In Italien übt Mussolini weiter ein Gewaltregiment aus. Die besten Männer Italiens mußten ihrem Vaterlande den Rücken kehren und in der Fremde eine Zuflucht suchen. Die Arbeiterbewegung liegt darnieder. Die Verbände sind gesprengt. Die radikalen Zeitungen vernichtet, die Redaktionen niedergebrannt. Trotz alledem geht der Faschismus dem Verfall entgegen. Durch imperialistische Ränke sucht der Diktator immer wieder den Glauben an den Faschismus wach zu halten. Das mit soviel Pathos in seinem Cäsarenwahnsinn angekündigte „napoleonische Jahr“ ging jedoch nicht in Erfüllung. Um eine neue Phrase dürfte jedoch Mussolini nicht verlegen sein.

Viel schlimmer erging es den Reaktionären in Spanien, Griechenland und Bulgarien. Primo de Rivera hatte wegen des Marokkokrieges schwere Stunden zu durchleben. Und wenn er noch nicht davongejagt wurde, so nur deswegen, weil er sein Gewaltregime durch die Bajonette einer ihm ergebenen Soldateska unterstützt. In Griechenland flog ein Diktator, um durch einen anderen ersetzt zu werden. Die Gewaltherrschaft in diesen Diktatorenländern war fürchterlich. Gleich Mussolini haben sie alles, was ihrer Herrschaft im Wege stand, über den Haufen gerannt. Demokratie, Parlamentarismus, Freiheit des Wortes, der Presse, der Koalition wanderten in die Rumpelkammer, denn Gewalt ging in diesen Ländern vor Recht.

Das Erwachen der Völker in Asien schreitet fort. Die Selbstbestimmungsformell ist von ihnen aufgegriffen worden. China den Chinesen, so lautet die Parole, unter der der Kampf in China gegen die europäischen und amerikanischen Ausbeuter geführt wird. Und wenn sich das imperialistische Kapital einig in der Bekämpfung der Selbständigkeit der asiatischen Völker ist, so achtet es mißtrauisch darauf, daß nicht ein Land dem anderen den Rang bei der Konzessionserteilung abläuft. Und hier wieder spitzen sich die Gegensätze zwischen Frankreich und England einerseits sowie Japan und Amerika anderseits zu.

Auch in Amerika waren politische Wirrnisse an der Tagesordnung. In Mexiko ist Calles Kampf gegen die Kirche noch nicht zu Ende. In Nikaragua und Brasilien wüten Bruderkämpfe. Die Dollardiplomatie sucht da im Trüben zu fischen.

Die gegenwärtige Situation sowie der Verlauf der Ereignisse im vergangenen Jahre sind wenig dazu angetan, in uns die Hoffnung auf eine baldige Besserung zu stärken. Trotzdem dürfen wir uns nicht entmutigen lassen, denn es wird doch die Zeit kommen, wo Glück und Frieden den Nationen gesichert sein wird. Und diese Zeit wird mit dem Augenblick anbrechen, wo sich die arbeitenden Massen aller Nationen bewußt sein werden, daß sie nichts zu verlieren haben, als die Ketten, die sie fesseln.

Mieterschutz und Wohnungsnot.

Von Artur Kronig, Sejmabgeordneter. *)

Das Mieterschutzgesetz, das am 11. April 1924 nach langem Kampf zwischen den Vertretern der Mieter und der Hausbesitzer im Sejm beschlossen wurde, trägt seinen Namen zu unrecht. Es müßte eigentlich „Gesetz zum Schutze der Hausbesitzer“ genannt werden. Denn im Grunde genommen wird der Mieter durch das erwähnte Gesetz ganz unzulänglich geschützt, während dem Hausbesitzer gar manche Privilegien eingeräumt werden.

In erster Linie sorgt das Gesetz in weitgehendster Weise dafür, daß die Einnahmen der Hausbesitzer ständig wachsen. Ohne irgendwelche Mühe und Arbeit steigert sich das Einkommen des Haubesitzers jedes Vierteljahr um sechs Prozent. Nicht lange mehr wird es dauern, und der Mietszins wird die volle Vorkriegshöhe erreicht haben. In dieser Beziehung sind die Hausbesitzer bedeutend besser daran als alle anderen Gesellschaftsschichten. Der Lohn des Arbeiters hat, gemessen an dem Steigen der Teuerung, nicht nur keine Erhöhung erfahren, sondern ist in seinem Kaufwert bedeutend gesunken. Genau so geht es sämtlichen Angestellten. Die Einnahmen des Handwerkers und des Kaufmanns haben sich stark verringert, weil der Warenverbrauch infolge der schlechten Löhne und der Arbeitslosigkeit große Einschränkungen erfahren hat. Ja sogar Industrielle und Agrarrier sind dem Hausbesitzer gegenüber im Nachteil, denn sie müssen ihre Erzeugnisse größtenteils gegen Kredit verkaufen, für den sie selbst hohe Zinsen zahlen müssen. Der Hausbesitzer kennt diese Sorgen nicht. Er geht keinerlei Risiko ein, er braucht nur ruhig und mühelos den Quartalsbeginn abzuwarten, um den Mietszins einzustreichen und sich über die ständige Erhöhung seiner Einnahmen zu freuen.

Zwar hat die vom Sejm zu Anfang des vergangenen Jahres beschlossene Novelle zum Mieterschutzgesetz die Steigerung des Mietszinses für Einzimmerwohnungen aufgehalten. Die Bestimmungen der Novelle gelten jedoch nur bis zum 31. Dezember 1926. Wenn also die Regierung die Gültigkeit dieser Novelle durch ein Dekret des Staatspräsidenten nicht verlängert, so wird der Mietszins **für alle Wohnungen** weiterhin um sechs Prozent vierteljährlich steigen. Dabei ist in Betracht zu ziehen, daß die Wohnungsmiete schon heute für den größten Teil unserer Bevölkerung eine **ungeheure Last** bedeutet. Und dies ist ganz natürlich, wenn man erwägt, daß doch die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Bevölkerung keine Besserung erfahren hat, daß die Preise der Artikel des ersten Bedarfs, besonders die Preise für Lebensmittel und Heizung, im Vergleich zu den Löhnen und Gehältern unverhältnismäßig gestiegen sind. Die Steigerung der Unterhaltskosten belastet nicht nur den körperlichen Arbeiter, sondern auch den ganzen Mittelstand. Diese breiten Schichten des Volkes, die schon so genug leiden und — der Verelendung preisgegeben sind, sollen nun noch die automatischen Erhöhungen des Mietszinses aufbringen, während die Hausbesitzer die einzigen sind, deren Einnahmen sich vergrößern.

Die automatische Steigerung der Einnahmen ist jedoch nicht das einzige Privileg, dessen sich die Hausbesitzer erfreuen dürfen. Die Verordnung des Staatspräsidenten vom 14. Mai 1924 über die Umrechnung der privat-rechtlichen Verpflichtungen läßt ihnen noch einen weiteren außerordentlichen Vorteil zuteil werden. Durch diese Verordnung werden den Hausbesitzern durchschnittlich 75 Proz., also drei Viertel der Schulden, die vor dem Kriege ihre Häuser belasteten, einfach **geschenkt**. Nur der vierte Teil der Schulden braucht bezahlt zu werden. Um dieses Geschenk noch angenehmer zu gestalten, ist für die Bezahlung ein Moratorium erlassen worden, während dessen die Hausbesitzer ihren Gläubigern nur den lächerlichen Betrag von sechs Prozent jährlicher Zinsen zu zahlen brauchen. Das Geschenk, das den Hausbesitzern durch die erwähnte Verordnung gemacht wurde, stellt einen ganz bedeutenden Betrag dar, da ja die weitaus meisten Häuser, in erster Linie die großen Mietshäuser mit hohen Hypothekenschulden belastet waren. Diese Mietshäuser, die nichts weiter als Ausbeutungsobjekte waren, sind ja zum allergrößten Teile nicht durch den Fleiß und die Sparsamkeit der Hausbesitzer erbaut worden, sondern durch den Arbeitsertrag vieler Millionen kleiner Sparer, deren Geld als Baukapital Verwendung gefunden hat. Diese kleinen Leute, die ihre Groschen durch schwere Arbeit ersparten, um etwas in der Not zu haben, werden durch die angeführte Verordnung auf das gröblichste zugunsten der Hausbesitzer geschädigt.

Diese Tatsache beweist uns zugleich, daß die Hausbesitzer gar keinen Grund haben, mit so großer Entrüstnug davon zu sprechen, daß ihr „heiliges Eigen-

*) Abg. Kronig ist Mitglied des beratenden Ausschusses beim Wirtschaftskomitee des Ministerrats.

tumsrecht“ durch den Mieterschutz verletzt werde. Mit dem Eigentumsrecht ist es, wie wir gesehen haben, gar nicht so weit her. Zum großen Teil gebührt das Eigentumsrecht gerade den kleinen Sparern, die ihr Geld hergegeben haben, zum kleineren Teil nur den Hausbesitzern. Alle diese und noch andere Vorteile, die die Hausbesitzer genießen, befriedigen diese aber noch nicht. Sie fühlen sich trotzalledem noch durch gewisse Bestimmungen des Mieterschutzes gebunden und beengt. Daher haben sie in der letzten Zeit durch ihre Organisationen und die in ihren Diensten stehende Presse scharfe Angriffe gegen das Mieterschutzgesetz unternommen. Ihr Ziel ist die völlige Abschaffung des Mieterschutzes. Dann erst hätten sie freie Hand und könnten mit dem schutzlosen Mieter nach eigenem Gutdünken schalten und walten, ihm das Fell über die Ohren ziehen, ihn auf die Straße setzen usw.

Dieser Forderung gegenüber müssen wir mit aller Entschiedenheit den Standpunkt vertreten, daß die Aufrechterhaltung des Mieterschutzes eine Notwendigkeit ist. Schon allein die herrschende ungeheure Wohnungsnot macht es notwendig, daß der Mieter der Willkür des einzelnen Hausbesitzers entzogen werde.

Es ist eine ganz haltlose Behauptung von seiten der Vertreter der Hausbesitzer, daß gerade das Mieterschutzgesetz einer Behebung der Wohnungsnot im Wege stehe. Die einfachste Berechnung beweist es, daß eine private Bautätigkeit heute gar nicht in Frage kommt. Die Baukosten sind heute zu hoch und der Kredit viel zu teuer, um den Bau von Mietshäusern lohnend zu gestalten. Wenn er aber wirklich lohnend sein soll, so muß die Wohnungsmiete so hoch geschraubt werden, daß sie für die breiten Schichten des Volkes ganz unerschwinglich wird. Das Problem der Behebung der Wohnungsnot läßt sich nur auf dem Wege lösen, daß öffentliche Gelder aus Steuererträgen zu Bauzwecken verwendet werden, der Bau aber nicht Privatkapitalisten übertragen wird, sondern öffentlich-rechtlichen Körperschaften, wie Staat und Gemeinden. Dieser Weg, der im Auslande bereits mit großem Erfolg beschritten wurde, wird bei uns immer noch vernachlässigt. Eine Bauaktion in größerem Umfange ist bei uns im Lande noch gar nicht in Angriff genommen worden. Während z. B. in England seit Kriegsende bereits 753 000 neue Wohnhäuser errichtet wurden, nimmt bei uns die Wohnungsnot immer noch einen erschreckenden Umfang an. Wie groß der Wohnungshunger ist, illustriert die Tatsache, daß in Lodz allein etwa 15 000 Wohnungen fehlen.

Seit jeher waren auch bei uns Bestrebungen im Gange, eine großzügige, planmäßige Bauaktion mit Hilfe staatlicher Mittel in die Wege zu leiten. Zu diesem Zweck wurde auch die Wohnungssteuer eingeführt, die von allen Mietern erhoben wird. Die Wohnungssteuer bildet heute für einen erheblichen Teil der Bevölkerung, insbesondere für die kleinen Mieter, eine äußerst schwere Belastung. Diese Belastung hätte noch einen Sinn, wenn die Steuer wirklich ihren Zweck erfüllen würde. Die Steuer wird jedoch eingezogen, gebaut aber wird nicht oder doch nur in ganz geringem Maße. Arbeiterschaft und Mittelstand haben trotz der gezahlten Steuer auch weiterhin keine Möglichkeit, billige Wohnungen zu erhalten. Eine Aenderung des bisherigen Systems der Verwendung der Wohnungssteuererträge ist daher dringend erforderlich. Die bürokratische Zentralisierung dieser Steuer im Finanzministerium hat sich als unzweckmäßig erwiesen. Die Bauaktion würde weit größere Fortschritte machen, wenn der gesamte Ertrag aus der Wohnungssteuer den Gemeinden zum Bau neuer Wohnhäuser überwiesen würde und wenn die Organisationen der Mieter und der Arbeiterschaft zur Mitbestimmung und Mitverwaltung herangezogen würden. Falsch ist es auch, wenn die Kredite zum Bau von Wohnhäusern an Privatunternehmer erteilt werden, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die ärmere Bevölkerung dadurch gar nicht zu billigen Wohnungen kommt.

Die Linderung der Wohnungsnot ist eines der großen Probleme, an dessen Lösung der Staat herantreten muß. Eine wesentliche Bedingung dazu ist die volle Aufrechterhaltung des Mieterschutzes. Dem übergroßen Appetit der Hausbesitzer müssen gewisse Grenzen gezogen werden. Selbstverständlich dürfen dabei nicht alle in einen Topf geworfen werden. Es besteht ein riesengroßer Unterschied zwischen dem Besitzer eines großen Hauses, der dasselbe nur als Ausbeutungsobjekt betrachtet, und demjenigen, der ein kleines Häuschen sein eigen nennt und gewöhnlich selbst noch schwer arbeiten muß, um sein Leben fristen zu können. Diese kleinen „Hausbesitzer“ sind bei dem Steuerdruck, der auf ihnen lastet, meistens gar nicht zu beneiden. Unser Kampf muß sich daher gegen die reichen Organisationen der großen Hausbesitzer richten, die heute eine privilegierte Stellung innerhalb der Gesellschaft einnehmen.

Wieviel Miete zahlen wir für das 1. Quartal 1927?

Da das Gesetz über die Aufhaltung der Mietssteigerungen für Einzimmerwohnungen bis jetzt nicht verlängert wurde, geben wir in der Tabelle die erhöhten Mietssätze an. Gleichzeitig bemerken wir jedoch, daß Bemühungen im Gange sind, um die Regierung zum Erlaß einer Verordnung zu bewegen, die die Steigerung der Miete für diese Wohnungen auch weiterhin aufhalten soll.

Auf Grund des Mieterschutzgesetzes werden die Mietszinssätze für das erste Quartal, d. h. für die Zeit vom 1. Januar bis 31. März, um 6 Prozent erhöht. Es sind also zu zahlen:

1) Für Einzimmerwohnungen (1 Zimmer und Küche oder nur 1 Zimmer) — 49 Prozent der Grundmiete. Da der Vorkriegsrubel mit 2 Zloty 66 Groschen berechnet wird, betragen 49 Proz. davon — 1 Zl. 30,34 Gr. Bei Einzimmerwohnungen müssen also für jeden Rubel der Vorkriegsmiete
1 Zloty 30,34 Groschen bezahlt werden.

2) Für Wohnungen, bestehend aus 2 oder 3 Zimmern nebst Küche — 72 Prozent der Grundmiete. Laut diesem Satz ist
1 Rubel der Vorkriegsmiete = 1 Zl. 91,52 Gr.

3) Für Wohnungen, bestehend aus 4 bis 6 Zimmern — 77 Prozent der Grundmiete. Danach ist
1 Rubel der Vorkriegsmiete = 2 Zl. 04,32 Gr.

4) Für Wohnungen, bestehend aus 7 Zimmern und mehr, sowie für Handels- und Industrielokale bei einer Vorkriegsmiete bis 600 Rbl. — 82 % der Grundmiete, oder für
1 Rubel der Vorkriegsmiete = 2 Zl. 18,12 Gr.

Die Zuschlagsgebühren für Schornsteinreinigung, Müllausfuhr, Hauswärter, Wasserbesorgung werden (in einer Höhe von 8—10 Prozent) nur noch bei Einzimmerwohnungen weitergezahlt, da diese Mieten noch nicht 50 Prozent der Vorkriegsmiete erreicht haben. Die Wohnungsinhaber der größeren Wohnungen, für die die Miete bereits über 50 Prozent beträgt, können nur noch zur Tragung der Ausgaben für Wasserbesorgung und Müllausfuhr herangezogen werden, was 2 bis 3 Prozent der Miete ausmachen dürfte.

Da die Berechnung der Miete gewöhnlich große Scherereien mit sich bringt, wollen wir unseren Lesern in nachstehender Tabelle einige Beispiele anführen:

Wenn die jährliche Miete vor dem Kriege betrug Rbl.	Für eine Einzimmerwohnung 49% der Grundmiete		Wenn die jährliche Miete vor dem Kriege betrug Rbl	Für eine Zwei- bis Dreizimmerwohnung 72% der Grundmiete		Wenn die jährliche Miete vor dem Kriege betrug Rbl.	Für 4-, 5- und 6-Zimmerwohnungen 77% der Grundmiete 3 Monate	Wenn die jährliche Miete vor dem Kriege betrug Rbl.	Wohnungen von 7 Zimmern an, Handels u. Industrielokale bis 600 Rbl. Vorkriegsmiete 82%
	1 Monat	3 Monate		1 Monat	3 Monate				
30	3.26	9.78	150	23.94	71.82	300	153.62	200	109.06
40	4.34	13.03	160	25.53	76.60	320	163.86	225	122.69
50	5.42	16.28	170	27.13	81.39	340	174.10	250	136.32
60	6.51	19.54	180	28.72	86.17	360	184.34	275	149.95
70	7.60	22.80	190	30.32	90.96	380	194.57	300	163.58
80	8.69	26.06	200	31.92	95.76	400	204.82	325	177.22
90	9.77	29.32	210	33.51	100.55	420	215.06	350	190.85
100	10.89	32.57	220	35.11	105.33	440	225.31	375	204.48
105	11.40	34.20	230	36.70	110.11	460	235.55	400	218.12
110	11.97	35.83	240	38.30	114.90	480	245.80	425	231.75
115	12.48	37.45	250	39.89	119.68	500	256.04	450	245.38
120	13.03	39.08	260	41.49	124.46	520	266.28	475	259.01
125	13.57	40.71	270	43.08	129.25	540	276.52	500	272.65
130	14.11	42.34	280	44.67	134.03	560	286.76	525	286.28
135	14.66	43.97	290	46.27	138.82	580	297.—	550	299.91
140	15.20	45.60	300	47.88	143.64	600	307.23	575	313.54
145	15.77	47.23	310	49.44	148.42	620	317.47	600	327.18
150	16.28	48.85	320	51.07	153.21	640	327.71		
160	17.37	52.12	330	52.67	158.—	660	337.95		
170	18.46	55.37	340	54.26	162.78	680	348.19		
180	19.54	58.62	350	55.86	167.57	700	358.43		
190	20.63	61.88	375	59.84	179.53	750	384.02		
200	21.72	65.17	400	63.84	191.52	800	409.64		

Verleger und verantwortlicher Schriftleiter: Otto L. Kul.
Druck: J. Baranowski, Lodz, Petrikauerstraße 109.